universität wien

Sigrid Schmitz, Sushila Mesquita, Dorith Weber,
Maria Katharina Wiedlack, Stefanie Wöhl (Hg.)

Gender - Technik - Leistung

Mit Beiträgen von Gabriele Einsiedl, Janine Fischer, Heike Fleischmann,
Elisabeth Friedl, Tom Gilady, Elisabeth Günther, Bettina Haidinger,
Eva Horvatic, Teresa Howorka, Grit Höppner, Elisabeth Lummerstorfer,
Doris Pichler, Petra Schaper-Rinkel, Manuela Stein

REFERAT GENDER FORSCHUNG
UNIVERSITÄT WIEN

Impressum

Herausgeberinnen: Sigrid Schmitz, Sushila Mesquita, Dorith Weber, Maria Katharina Wiedlack, Stefanie Wöhl
Medieninhaberin: Referat Genderforschung, Universität Wien
Spitalgasse 2-4, Campus AKH Hof 1.11
1090 Wien

Redaktion: Sigrid Schmitz & Sushila Mesquita
Layout und Satz: Gabi Damm

Copyright: Referat Genderforschung, Universität Wien, 2012

Förderung: Der Workshop „Gender – Technik – Leistung“ und der vorliegende Reader wurden gefördert vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung BM.W_f[a] im Rahmen des Programms „Graduiertenförderung Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften, Internationale Mobilität und wissenschaftlicher Austausch“.

Inhalt

Gender – Technik – Leistung: eine Rahmung **5**
Sigrid Schmitz

Körperform(ation)en **8**
Elisabeth Friedl, Eva Horvatic, Elisabeth Lummerstorfer

Kieser-Training als Technologie an der Schnittstelle zwischen medizinisch-funktioneller Praxis und neoliberalen Körperbildern **17**
Grit Höppner

Care without Revolution!? **23**
Gabriele Einsiedl, Heike Fleischmann, Teresa Howorka, Doris Pichler

Care without Revolution!? Kommentar **37**
Bettina Haidinger

Pimp Your Brain! **40**
Janine Fischer, Tom Gilady, Elisabeth Günther, Manuela Stein

Respondenz zum Beitrag „Pimp Your Brain!“ **51**
Petra Schaper-Rinkel

Gender – Technik – Leistung: eine Rahmung

Sigrid Schmitz

Im Rahmen der modernen Leistungsgesellschaft stellt die Norm des „unternehmerischen Selbst“ (Boltanski/ Chiapello 2001, Bröckling 2007, Voß 2007) neue Anforderungen an persönliche Strategien und Technologien der Selbstoptimierung für den Arbeitsmarkt. Unter dem Leitbild einer autonomen Subjektivität (jede/r ist für ihren/seinen Erfolg in der Gesellschaft selbst verantwortlich) besteht aber die eingeklagte Autonomie vorwiegend in der Ausrichtung des eigenen Lebens an betriebswirtschaftlichen Effizienzkriterien und unternehmerischen Kalkülen: also an bestimmten Normen des globalen Marktes. Auf den Arbeitsmarkt hin orientierte Konzepte und Strategien setzen dabei vermehrt auf die individuellen Strategien der Arbeitssuchenden, ihre Arbeitsmarktfähigkeit durch Konzepte wie „Lebenslanges Lernen“ und arbeitsmarktspezifische Fortbildungen zu optimieren. Für die leistungsorientierte Positionierung spielen persönliche und auch körperbezogene Aspekte eine große Rolle, welche heute besonders die technologisch unterstütze Optimierung der Körper in den Fokus rücken (Maasen 2008, Villa 2008).

In der von mir mit dem Referat Genderforschung organisierten Ringvorlesung „Sind wir nie modern gewesen?“ setzten sich VertreterInnen der Natur- und Technikwissenschaften, der Wissenschaftsforschung, der Science Technology Studies, der Sozial- und Kulturwissenschaften, der Gesellschaftswissenschaften, der Humanwissenschaften u.a. mit der Frage auseinander, ob und wie Geschlecht in Wissenschaft und Gesellschaft heute konzeptioniert wird, welche Veränderungen aber auch welche Persistenzen sich in diesen Diskursen aufzeigen lassen, nicht zuletzt, welche konstruktiven Potentiale die Ansätze der Gender Studies in Geschlechter-Diskurse und Geschlechter-Praktiken einbringen können.

Hinsichtlich der Geschlechterdebatte scheint in der heutigen technologisierten Leistungsgesellschaft die klassische Dichotomie in „nature“ (angeboren) und „nurture“ (erworben) aufzubrechen: Körper und Kultur unterliegen wechselseitigen Ko-Konstruktionen, mit Hilfe von Selbst- und Fremdtechnologien werden Körper optimiert und cyborgische Identitäten konstituieren sich in Natur-Techno-Kultur-Netzwerken. Diese Grenzüberschreitungen bergen ein Potential, bestehende Geschlechterzuschreibungen aufzulösen oder zumindest zu hinterfragen (Schmitz 2010). Gleichzeitig stellt sich die Frage nach Neu- und Re-Formulierungen von Geschlechterkonzepten, nach erneuten Verfestigungen geschlechtlich begründeter gesellschaftlicher Segregationen, nach Ein-/Ausschlüssen und Hierarchisierungen im Rahmen der aktuellen Optimierungsparadigma in der Leistungsgesellschaft.

Im Graduiertenworkshop „Gender - Technik - Leistung“ und dem gleichnamigen Fokusseminar haben wir in unterschiedlichen Themenfeldern solche Aspekte der modernen Leistungsgesellschaft analysiert. Dabei ging es zunächst um die Frage, wie in unterschiedlichen sozialen Feldern leistungsorientierte Optimierungsstrategien und Anforderungen individuell, gesellschaftlich und repräsentativ vermittelt werden, welche Leistungskonzepte normativ dabei im Zentrum stehen und wie diese geschlechtlich konnotiert sind.
Die Studierenden des MA Gender Studies setzten sich mit theoretischen Grundlagen auseinander, planten empirische Forschungsprojekte und setzten diese in drei Feldern um. In drei Panels unter den Titeln „Körperform(ation)en“, „Pimp Your Brain!“ und „Care without Revolution?!“ stellten sie die Ergebnisse ihrer engagierten Fallstudien im Rahmen des öffentlichen Graduierten Workshops „Gender – Technik – Leis-

tung“ am 7. Juni 2011 an der Universität Wien vor. Um den Brückenschlag zwischen den Disziplinen zu ermöglichen, kommentierten international tätige Expertinnen, die in ihrer eigenen Arbeit auf je unterschiedliche Weise Naturwissenschaften, Technikforschung, sowie Sozialwissenschaften und Gender Studies verknüpfen, diese Fallstudien und standen für kritische Anmerkungen und die gemeinsame Debatte zur Verfügung. Die engagierten Diskussionen und der differenzierte Austausch zwischen Graduierten, Studierenden, Expertinnen und dem Publikum machte die Veranstaltung zum nachhaltigen Erlebnis.

Elisabeth Friedl, Eva Horvatic und **Elisabeth Lummerstorfer** untersuchten unter dem Topic „Körperform(ation)en“, wie im Rahmen des Kieser-Trainings auch nicht-invasive medizinisch-funktionelle Techniken mit dem Wunsch nach Körperoptimierung im Sinne von Leistungsdenken und ästhetischen Erwartungshaltungen verschränkt werden. In der Auswertung von Interviews kristallisierten sie die damit verbundenen Praktiken und Ansprüche an den eigenen Körper heraus. **Grit Höppner**, Absolventin der Gender Studies an der Universität Wien, arbeitet derzeit als Universitätsassistentin am Institut für Sozial- und Kulturanthropologie an ihrer Promotion zu „Schön sein“ im Alter. Sie diskutierte mit den Studierenden über die gesellschaftliche Einbindung der Körperform(ation)en sowie über die Bedeutung ästhetischer und vergeschlechtlichter Normen für das eigene Optimierungshandeln.

Gabriele Margarete Einsiedl, Heike Fleischmann, Teresa Elisabeth Howorka und **Doris Pichler** setzten sich in „Care without Revolution?!“ zum Ziel, über die Analyse normativer Konzepte und Theorien hinaus auch nach Alternativ-Modellen zu fragen. Aktuelle gesellschaftspolitische Themen, wie beispielsweise die im Genderbereich geführte Care-Debatte (u.a. Kurz-Scherf 2007, Madörin 2010), wurden von ihnen in Hinblick auf eine mögliche Neugestaltung des ökonomischen Systems als Gegenstrategie zum vorherrschenden Leistungsprinzip kritisch befragt. Die aktuellen Care-Konzepte könnten, so ihre These, ein Gegenmodell zur rein profitorientierten Leistungsoptimierung bieten, da sie vor allem einen auf soziale Beziehungen und Bindung hin orientierten normativen Anspruch haben. Am konkreten Beispiel der Ganztagsschule in Wien wurde untersucht, ob solche Konzepte innerhalb der bestehenden Marktlogiken tatsächlich einen emanzipatorischen Charakter zur Aufwertung von Care-Arbeit entfalten können bzw. wo ihre Grenzen liegen. **Bettina Haidinger**, Forscherin in der Forschungs- und Beratungsstelle Arbeitswelt (FORBA) und Absolventin der Volkswirtschaftslehre, der Politikwissenschaft und der Ethnologie an der Universität Wien, kommentierte die Chancen und Fallen der Einbindung von Care-Ansätzen in kapitalistische Marktlogiken.

Elisabeth Anna Günther, Janine-Isabelle Fischer, Tom Gilady und **Manuela Stein** beschäftigten sich unter dem Stichwort „Pimp Your Brain!“ mit aktuellen Entwicklungen des Neuro-Enhancement. Bringen uns Gehirndoping bzw. Gehirnoptimierungen eine bessere Zukunft? Mittel wie Ritalin und andere Neuropharmaka versprechen Leistungs- und Konzentrationssteigerung und somit ein besseres Funktionieren in der Leistungsgesellschaft. Welchen Preis sind wir bereit dafür zu zahlen? Um Antworten auf Fragen wie diese zu finden, befragte die Forschungsgruppe Studierende zu ihren Positionen gegenüber Hirndoping. Petra Schaper-Rinkel vom Austrian Institute of Technology (AIT) und Dozentin an der FU Berlin kommentierte die Ergebnisse der Interview-Analyse und gab Tipps für mögliche Folgeprojekte. In ihrem Beitrag vertieft sie die Fragen im Feld der Neurogouvernementalität und wagt einen Zukunftsblick.

Der vorliegende Reader ist das Ergebnis unserer Arbeit, vieler intensiver Diskussionen, gegenseitiger hilfreicher Kommentare und Überarbeitungen. Ich danke vor allem meinen Studierenden für ein unglaubliches Engagement im Seminar, bei ihrer Forschungsarbeit, für den Mut zum öffentlichen Auftritt und zur Diskussion mit den Expertinnen auf dem Workshop, für die ausführliche Ausarbeitung ihrer Ergebnisse und die Erstellung ihrer Beiträge für diesen Reader. Ich dan-

ke den Expertinnen, Grit Höppner, Bettina Haidinger und Petra Schaper-Rinkel, die vor und nach dem Workshop Konzeptpapiere und Zusammenfassungen kommentiert, Ratschläge erteilt und sich auf unser Experiment und unsere Diskussion mit viel Engagement und Fachkenntnis eingelassen haben. Ich hoffe, es hat allen – bei aller Anstrengung – genauso viel Freude bereitet wie mir und hat die intedisziplinären Erkenntnisse ausgeweitet.

Ich danke **Maria Katharina Wiedlack, Stefanie Wöhl** und **Grit Höppner** für die Einwerbung der finanziellen Förderung des Graduierten-Workshops beim BM.W_f[a] und für ihre Unterstützung in Konzeption und Organisation. Ohne die administrative und technische Unterstützung von **Dorith Weber** und **Katrin Lasthofer** wären wir gar nicht bekannt geworden, kläglich verhungert und in der Technik verloren gegangen. **Sushila Mesquita** hat mit mir diesen Reader redaktionell betreut und **Gabi Damm** hat Layout und Satz unterstützt. Ihnen allen gilt ein herzlicher Dank.

Nun wünsche ich interessante Lektüre…

Literatur

Boltanski, Luc/ Chiapello, Eve (2001): Die Rolle der Kritik in der Dynamik des Kapitalismus und der normative Wandel. In: Berliner Journal für Soziologie 11, 459-478.

Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform, Frankfurt/M.

Kurz-Scherf, Ingrid (2007): Soziabilität – auf der Suche nach neuen Leitbildern der Arbeits- und Geschlechterpolitik. In: Aulenbacher, Brigitte/ Funder, Maria/ Jacobsen, Heike/ Völker, Susanne (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft, Wiesbaden, 97-113.

Madörin, Mascha (2010): Care Ökonomie – eine Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaften. In: Bauhardt, Christine/ Çağlar, Gülay (Hg.): Gender and economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie, Wiesbaden, 81-104.

Maasen, Sabine (2008): Bio-ästhetische Gouvernementalität – Schönheitschirurgie als Biopolitik. In: Villa, Paula (Hg.): Schön Normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst, Bielefeld, 99-118.

Schmitz, Sigrid (2010): Der Körper als Schicksal und Bioaktie: Eine Auseinandersetzung mit dem Gehirn im Spannungsfeld von Determination und Konstruktion. In: Abraham, Anke & Müller, Beatrice (Hg.): Körperhandeln und Körpererleben. Multidisziplinäre Perspektiven auf ein brisantes Feld, Bielefeld, 87-111.

Villa, Paula (2008): Einleitung – Wider die Rede vom Äußerlichen. In: Villa, Paula (Hg.): Schön Normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst, Bielefeld, S. 7-19.

Voß, Günther G. (2007): Subjektivierung von Arbeit und Arbeitskraft. Die Zukunft der Beruflichkeit und die Dimension Gender als Beispiel. In: Aulenbacher, Brigitte/ Funder, Maria/ Jacobsen, Heike/ Völker, Susanne (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft, Wiesbaden, 97-113.

Körperform(ation)en

Elisabeth Friedl, Eva Horvatic, Elisabeth Lummerstorfer

Einleitung

Ebenso wie Sokrates hinterließ der um 50 n. Chr. im phrygischen Hierapolis (im heutigen türkischen Pamukkale) geborene griechische Philosoph Epiktet keine eigenen Schriften. Durch seinen Schüler Arrian (90-170 n. Chr.), der versichert, er habe sich getreu an die Worte seines Lehrers gehalten, ist das stoische Werk „Encheiridion" („Handbüchlein", „Handwaffe") bis zum heutigen Tag jedoch erhalten geblieben. Es stellt eine auf die Praxis ausgerichtete Zusammenfassung der zentralen ethischen Lehrmeinungen Epiktets dar und beginnt mit den Worten:

> „Unser Eigentum
> I,1. Einige Dinge sind in unserer Gewalt, andere nicht. In unserer Gewalt sind: Meinung, Trieb, Begierde, Widerwille, kurz alles, was unser eigenes Werk ist. – Nicht in unserer Gewalt sind: Leib, Vermögen, Ansehen, Ämter, kurz alles, was nicht unser eigenes Werk ist.
>
> Vorzüge des Eigentums
> I,2. Und die Dinge, die in unserer Gewalt stehen, sind von Natur frei; sie können nicht verhindert und nicht in Fesseln geschlagen werden. Die Dinge aber, die nicht in unserer Gewalt stehen, sind schwach und völlig abhängig; sie können verhindert und entfremdet werden." (Epiktet, zit. nach Zimmermann 2005, S. 9)

Epiktet unterscheidet gleich zu Beginn zwischen Dingen, die wir beeinflussen und solchen, die wir nicht beeinflussen können. Zu letzteren zählt er auch den menschlichen Leib. Der Leib kann durch Umstände zu Schaden kommen, auf die der Mensch keinen Einfluss hat.

Weiter heißt es bei ihm:

> „Verwirrung aus Verwechslung
> I,3. Wofern du nun Dinge, die von Natur völlig abhängig sind, für frei und Fremdes für Eigentum ansiehst, so vergiß nicht, dass du auf Hindernisse stoßen, in Trauer und Unruhe geraten und Götter und Menschen anklagen wirst. Wenn du aber nur das, was wirklich dein ist, als dein Eigentum betrachtest, das Fremde aber so, wie es ist, als Fremdes, so wird dir niemand je Zwang antun, niemand wird dich hindern; du wirst keinen schelten, keinen anklagen, wirst nicht eine Sache wider Willen tun, niemand wird dich kränken, du wirst keinen Feind haben, kurz du wirst keinerlei Schaden leiden." (ebd., S. 10)

Dadurch, dass der Mensch keinen umfassenden Zugriff, keine gänzliche Verfügungsgewalt über seinen eigenen Körper besitzt, bleibt dieser im Sinne seiner Fremdbestimmtheit „fremd". Nur wenn der Mensch in der Lage ist, zu akzeptieren, dass es Daseinsbereiche gibt, die sich seinem Einfluss grundlegend entziehen, kann er innere Ausgeglichenheit und Ruhe finden. Für Epiktet steht fest: „Nicht die Dinge, sondern die Meinungen von den Dingen beunruhigen die Menschen." (ebd., S. 15) Dieser Grundgedanke Epiktets wurde vielfach aufgegriffen. So hat etwa der französische Philosoph und Politiker Michel de Montaigne 1760 dieses Motto an den Beginn seines Romans „Life and Opinions of Tristam Shandy, Gentleman" gestellt. 1774 leitet der deutsche Philosoph, Dichter und Übersetzer Johann Gottfried von Herder seine Abhandlung „Auch eine Geschichte zur Bildung der Menschheit" damit ein, und der deutsche Dichter und Universalgelehrte Johann Wolfgang von Goethe eröffnet 1831 sein Werk „Die Metamorphose der Pflanzen" mit eben diesen Worten.

Wenn ein Mensch nicht in der Lage ist auseinander zu halten, was er beeinflussen kann und was nicht, wenn zwischen den Dingen und der Meinung über diese nicht mehr unterschieden wird, zieht dies – gemäß Epiktet – gravierende Folgen nach sich. Es verändert das Selbstverständnis in entscheidender Hinsicht.
Betrachtet man nun die Art und Weise, welche Ansinnen die neoliberale Leistungsgesellschaft an den Einzelnen erhebt, scheint nicht nur die Unterscheidungsfähigkeit zwischen Beeinflussbarem und Nicht-Beeinflussbarem gleichsam verschwunden zu sein, sondern die Forderung nach Beeinflussung scheint regelrecht zum Zwang zu werden: Das Individuum wird erst zum Individuum, wenn es sich „gleich" macht. Und dies erreicht es, indem es Nicht-Beeinflussbares durch sein Verhalten negiert. Damit aber rückt der Leistungsgedanke im Sinne eines Allmachtsgedankens in den Vordergrund. Der Einzelne wird zum *Unternehmerischen Selbst*, dem nur mehr das Gemeinwohl Grenzen zu setzen scheint.

Das Unternehmerische Selbst

Die Konzeption des *Unternehmerischen Selbst* (Boltanski/Chiapello 2001) geht davon aus, dass der Mensch sich selbst immer wieder neu erfindet, indem er sich selbst inszeniert. Daraus erwächst die (zumeist unausgesprochene gesellschaftliche) Forderung, Verantwortung nicht nur für das eigene Schicksal und das Image zu übernehmen, sondern auch den eigenen Körper zu gestalten und zu formen. Diese Anforderung wird von den Individuen soweit internalisiert, dass sowohl das Selbst als auch die Körperlichkeit als neue unternehmerische Größen erscheinen, welche es nicht mehr zu entwickeln und vor Übergriffen zu bewahren, sondern zu managen und zu optimieren gilt. Der so neu entstandene Optimierungsgedanke in Bezug auf die menschliche Existenz orientiert sich nun nicht länger etwa an der Humboldt'schen Setzung: „Der wahre Zweck des Menschen, welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt, ist die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen" (Humboldt 1792), das zersplitterte postmoderne Subjekt versteht sich nun als Anhäufung unterschiedlicher Interessensgebiete, deren gemeinsame Basis des Umgangs mit diesen unterschiedlichen Aspekten des Selbst die Ökonomieansprüche der neoliberalen Gesellschaft bilden.

Leistungsaspekte in der neoliberalen Gesellschaft

Körperoptimierungen erfolgen nun im Dienste des Gemeinwohls, auf gesellschaftlicher Ebene geht es um die Herstellung einer „gemeinwohlkompatiblen Sozialität" (Lessenich 2003, zit. nach Maasen 2008, S. 102). Den eigenen Körper zu optimieren, wird zum Gemeinwohlgebot, mit dem Ziel, der neoliberalen Gesellschaft Kosten durch einen Körper zu ersparen, dessen Chancen auf dem Beziehungs-(Glück) oder Arbeits-(Erfolg)Markt durch mangelnde Leistungsfähigkeit, Vitalität und Attraktivität verringert oder gar zunichte gemacht scheinen (vgl. Maasen 2008, S. 103). Hierbei werden die neoliberalen Forderungen an eine idealtypische Arbeitskraft, wie etwa Selbstkontrolle, Selbstökonomisierung und Selbstrationalisierung (vgl. Voß 2007), vom beruflichen auf den privaten Bereich ausgeweitet.
Alle Erfordernisse für eine entsprechende Körperoptimierung im Sinne des neoliberalen Gemeinwohlgedankens, wie etwa die Übernahme materieller und immaterieller Kosten, sind vom Individuum selbst – als neue unternehmerische Größe – zu leisten.

Körperform(ation)en im *Kieser*-Training

Um den tatsächlichen Auswirkungen des veränderten menschlichen Selbstverständnisses im Sinne des neoliberalen Leistungs- und Gemeinwohldenkens in Hinblick auf eine vermutete Verzwecklichung des eigenen Körpers nachzuspüren, wurde im Rahmen des Seminars „Gender – Technik – Leistung" in den drei zur Zeit existierenden Wiener *Kieser*-Studios eine Untersuchung in Form qualitativer Interviews durchgeführt.

Definitionen
Für diese Untersuchung wurden die Begriffe „Leistung", „medizinisch-funktionielle Aspekte" und „ästhetische Aspekte" folgendermaßen definiert.

In der vorliegenden Untersuchung wird *Leistung* als Funktionsfähigkeit aufgefasst, beruflichen Anforderungen nachkommen zu können. Darüber hinaus sind unter diesem Begriff auch der Umgang mit und die Erwartungshaltungen an den eigenen Körper im privaten Bereich gemeint, welche sich ebenfalls dem Diktum des Funktionierens im Sinne einer „Pflichterfüllung" in Bezug auf fremde sowie eigene Erwartungshaltungen unterwerfen.

Unter *medizinisch-funktionellen Aspekten* werden in dieser Untersuchung all jene Überlegungen zusammengefasst, welche sich auf das Funktionieren des Körpers in medizinischer Hinsicht beziehen.

Ästhetische Aspekte umfassen in dieser Untersuchung all jene Bereiche und Antworten, welche sich auf das körperliche Erscheinungsbild, also das Aussehen, beziehen.

Forschungsansatz

Ausgehend von der Forschungsfrage *Inwiefern spielen bei medizinisch-funktionellen Überlegungen in Bezug auf Körperoptimierung Ästhetik und Leistungsgedanken eine Rolle?* sollte die Untersuchung Auskunft darüber geben, ob bei medizinisch-funktionell motivierten Entscheidungen zum Körpertraining nach *Kieser* auch Überlegungen in Hinblick auf körperliche Leistung sowie ästhetische Aspekte eine Rolle spielen.

Forschungsprozess
Auf eine Darstellung der forschungsgeleiteten Auswahlkriterien für das *Kieser*-Training folgen eine kurze Beschreibung des Trainingsansatzes sowie die Charakterisierung der Erhebungs- und Auswertungsmethodik dieser Untersuchung.

Für die vorliegende Untersuchung wurden ausschließlich InterviewpartnerInnen ausgewählt, welche in einem der drei *Kieser*-Studios in Wien trainieren. Wir haben *Kieser*-Studios ausgewählt, da diese Trainingsmethode vor allem Personen anspricht, welche unter medizinisch-funktionellen Störungen leiden. Das Training ist medizinisch ausgerichtet und dient nicht in erster Linie einer ästhetischen Beeinflussung des Körpers oder einer Ausrichtung auf besseres körperliches Funktionieren-Können zum Zweck einer Leistungssteigerung. Der Leistungsaspekt steht also laut Konzept bei dieser Methode nicht im Vordergrund, ebenso wenig wie der ästhetische.

Die internationale Marke *Kieser*-Training steht, laut Selbstdarstellung auf der Homepage (vgl. http://www.kieser-training.at/de/kieser-training/konzept/ [2011-06-01]), für präventives und therapeutisches Krafttraining, die Kräftigung der Muskeln steht dabei im Vordergrund.
Das erste Studio wurde vor über 40 Jahren eröffnet, heute wird *Kieser*-Training in den USA, Australien und Europa sowie in Singapur, als einzige asiatische Stadt, angeboten. In Österreich gibt es sechs Standorte, drei davon in Wien.
Die Botschaft, die das Trainingskonzept von *Kieser* kurz zusammenfasst, lautet: „Ein starker Rücken kennt keine Schmerzen". Das Besondere am *Kieser*-Training ist des Weiteren, dass bewusst auf Ablenkungen (wie Musik, Saftbar) verzichtet wird, es gibt auch keinen Wellnessbereich. Angeboten wird in den Studios einerseits selbstständiges und andererseits assistiertes Training.

Datenerhebung und Auswertungsmethode
Im Mai 2011 führte jede der Autorinnen ein Leitfadeninterview mit einer der folgenden Personen (IP) durch.

- IP1: weiblich, 59 Jahre, Bürotätigkeit, Altersteilzeit (*Kieser*-Studio im 9. Bezirk)
- IP2: männlich, 32 Jahre, Bürotätigkeit (*Kieser*-Studio im 7. Bezirk)
- IP3: weiblich, 50 Jahre, wissenschaftliche Mitarbeiterin (*Kieser*-Studio im 4. Bezirk)

Die Auswertung der drei Interviews erfolgte nach der Methode der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2003).
Abgeleitet von der Forschungsfrage und ergänzt entlang des ersten Interviews, wurden Aussagen der InterviewpartnerInnen folgenden Kategorien zugeordnet und iterativ überprüft: Funktionsfähigkeit, Körperselbstwahrnehmung, Selbstverantwortung, soziale Kontrolle und Disziplinierung sowie Ästhetik und Leistung.

Forschungsergebnisse

Nachfolgend werden die Ergebnisse anhand von sechs Kategorien dargestellt. Die angeführten Zitate wurden aus den Interviews entnommen und sollen die Ergebnisse verdeutlichen.

Funktionsfähigkeit
Ein funktions- und leistungsfähiger Körper wird von den InterviewpartnerInnen als Grundvoraussetzung gesehen, um den Anforderungen sowohl im Berufs- als auch im Privatleben gerecht zu werden. Es fällt allerdings auf, dass die Relevanz eines funktionierenden und leistungsfähigen Körpers für das Privatleben erst nach Nachfrage genannt wird, während die Wichtigkeit für den Beruf bei allen interviewten Personen ohne eine solche Intervention angesprochen wird.

> „Ich trainiere aus dem Grund, dadurch dass ich eine Bürotätigkeit ausübe und ich den ganzen Tag eigentlich sitze, um ... um meinen Rücken zu stärken und vorzubeugen, dass ich Rückenschmerzen habe, die ich vorm Trainieren, also bevor ich angefangen habe, hatte." (I2: 22-24)

Alle drei InterviewpartnerInnen geben an, dass die körperlichen Beschwerden ihren Ursprung im Beruf, im Speziellen in ihren sitzenden Tätigkeiten im Büro haben. Das Training, also die Wiederherstellung der Funktions- und Leistungsfähigkeit, findet aber ausschließlich in der Freizeit statt. Wie in der theoretischen Einleitung erwähnt, sind in der neoliberalen Gesellschaft die Subjekte dazu angehalten, die hierbei entstehenden „Kosten" (finanzielle, zeitliche, körperliche „Investitionen") für die Optimierungsmaßnahmen individuell zu tragen.

> „[Ich trainiere] naja, um arbeiten zu können und funktionieren zu können, wenn möglich schmerzfrei und halbwegs energiegeladen." (I3: 124-125)

> „Ja privat auch, wichtig ist, dass ich mich wohlfühl. Dass ich mich jetz wohlfühl und auch in ein paar Jahren noch. Ich kenn Leute, die können sich mit 65 ihr Leben nicht mehr genießen, weil ihnen alles weh tut, nein nein, so will ich nicht sein, ich will nicht in 5 Jahren ein Pflegefall sein ..." (I1: 267 -269)

Auch Gritt Höppner betonte in ihrer Respondenz, dass die Forderung nach Leistung sowohl die Öffentlichkeit als auch das Private, eben auch jene Lebensbereiche von Menschen, die früher der Erholung dienen sollten, also die „Freizeit", durchdringt. Das ökonomische Leistungsprinzip ist in der Erfolgskultur im Denken, im Handeln und in den Emotionen von Menschen sichtbar (vgl. Höppner 2011, S. 3).
Alle InterviewpartnerInnen geben als primären Motivationsgrund für den Trainingsbeginn Rückenbeschwerden an. Im Laufe der Interviews wird deutlich, dass Leistungssteigerung und -aufrechterhaltung für die interviewten Personen sehr wesentlich ist und somit auch als Trainingsmotivation angenommen werden kann. Es liegt dabei die Vermutung nahe, dass die Herstellung der Funktionsfähigkeit in einem – vielleicht unhintergehbaren – Naheverhältnis zur (Wieder)Herstellung von Leistungsfähigkeit steht.

> „Ja für die Arbeit is schon wichtig, weil bevor ich 2006 angfangt hab, so richtig so regelmäßig was zu machen für meinen Körper, da hab ich ja in der Arbeit gespürt, dass mein Rücken das lange Sitzen nicht mehr so mitmacht wie früher. Gut da hab ich auch noch Vollzeit gearbeitet. Aber trotzdem, wer weiß, vielleicht hätt ich ohne Training schon 3mal auf Kur fahren müssen oder hätte einen Bandscheibenvorfall." (I1: 252-256)

Körperselbstwahrnehmung

Aus den Aussagen der InterviewpartnerInnen können Auswirkungen einerseits auf die körperliche Befindlichkeit, beispielsweise in Form von Reduzierung der Rückenbeschwerden abgelesen werden. Andererseits zeigen sich Veränderungen in Bezug auf die psychische Befindlichkeit in Form von Zufriedenheit und Stolz darüber, das Training durchgezogen zu haben, sowie verbesserte Ausstrahlung und Abschalten-können.

Im Hinblick auf den Arbeitsmarkt wird in den Interviews wahrgenommen, dass durch das Training auch die psychische Ausdauer und Leistungsfähigkeit gesteigert wird. Der Wunsch, den Arbeitsalltag längerfristig ohne Krankenstand zu bestehen, geht bei allen drei Personen deutlich hervor.

> „Ein fitter Körper, ja, wissens wir haben gerade wirklich einen Stress gehabt in der Arbeit und ein paar von den Jungen, aber eh von den Alten auch, des kann man gar nicht so sagen, sind gleich krank waren, so von Kopfweh bis Erkältung." (I1: 290-293)

> „Aber wissens, wenn man was für die Gesundheit tut, dann fühlt man sich besser, jünger, ja und des sieht man auch, man haltet einfach, auch im Büro, länger durch." (I1: 216-217)

Eben erwähntes Zitat zeigt auch, dass das Training dazu beiträgt, die Erwartungshaltungen zu erfüllen, welche die Interviewten in Bezug auf ihre körperlichen und geistigen Leistungen im Berufsalltag an sich selbst stellen, wie jene, die kontinuierliche Arbeitsfähigkeit zu erhalten, indem man physisch und psychisch gesund bleibt.

Grit Höppner geht in ihrer Respondenz auf die Kategorie der Körperselbstwahrnehmung ein und verweist insbesondere auf die „Ganzheit des Körpers" als eine Verwobenheit von körperlicher Materialität und sozialer Umgebung. An dieser Stelle bezieht sie sich vor allem auf Robert Gugutzers Buch *body turn* (2006). Das psychische Wohlbefinden eigenverantwortlich zu steigern gilt heute als eine Voraussetzung, erfolgreich und leistungsfähig zu sein. Insbesondere bezogen auf das *Kieser*-Training geht Höppner darauf ein, dass aufgrund der eben genannten Argumente, diese Form des Trainings als medizinisch-funktionelle Technik verstanden werden kann und im Sinne des gesellschaftlichen Postulats der Leistungsfähigkeit von Menschen zur Formung und Regulierung in Anspruch genommen wird (vgl. Höppner 2011, S. 3).

Selbstverantwortung

Alle drei InterviewpartnerInnen stimmen darin überein, dass jeder Mensch aktiv an seinem Körper arbeiten muss und die Verantwortung nicht auf andere abgeschoben werden kann.

> „Ja wenns zum Beispül im Büro so jammern, dass ihnen alles weh tut, dass die Bürostühle nicht ergonomisch sind oder die Tische zu hoch oder es gibt ja immer welche die jammern, obs, also die finden immer was. Ja und dann versuch ich ihnen schon zu sagen, dass man selbst auch was für den Körper tun muss, nicht nur jammern." (I1: 188-193)

> „Ja, man muss auf sein Leben, seinen Körper schauen, da gehört auch dazu dass man sich gesund ernährt, überlegt, ob man Raucher ist, ob man und wie viel Alkohol und Drogen man konsumiert." (I1: 276-277)

In zwei Interviews wird der Präventionsgedanke deutlich, es wird eine möglichst lang anhaltende Funktionsfähigkeit angestrebt. Dahinter scheint das neoliberale Konzept der Leistungsgesellschaft zu stehen, anderen Personen oder Institutionen nicht zur Last zu fallen.

> „Da bin ich dann in Pension, ja und hoffentlich noch fit, ja einfach nicht auf wen anwiesen halt. Ich möcht selber für mich sorgen können und fürn Haushalt auch. Schmerzen möcht ich auch keine haben, des is klar." (I1: 387-390)

Soziale Kontrolle und Disziplinierung

Ausschließlich bei Interviewperson 1 haben beim Training neben der (Wieder)-Herstellung der Funktionsfähigkeit auch Ausbau und Pflege des sozialen

Netzwerks großen Stellenwert. Sie sieht ihr Training auch als Möglichkeit, soziale Kontakte aufzubauen und zu pflegen. Sie sieht das Training als eine Option zur Kombination von Aktivitäten, die ursprünglich nichts miteinander zu tun haben. Das wiederum kann als zeitliche Ressourcenoptimierung im Privaten angesehen werden.

> „Freundinnen treffen und gleichzeitig was fürn Körper tun: was Gutes zu tun und gleichzeitig mit den Frauen über alles Mögliche reden zu können. Is doch gscheiter als immer nur im Cafe zu, also sich zu treffen, oder?" (I1: 180-181)

Alle InterviewpartnerInnen geben an, vor allem für sich selbst zu trainieren, bei näherer Betrachtung wird aber dennoch sichtbar, dass sich bei Interviewperson 1 und Interviewperson 2 Rückmeldung und Anerkennung aus dem privaten Umfeld positiv auf das Fortführen des Trainings auswirken.

> „Und obwohl ich das Trainieren ja mache, dass mein Körper weiter gesund ist und ich nicht zu viele Wehwehchen bekomme, ja freuen tuts mich schon, dass er [Anm.: der Ehegatte] dann gesagt hat, er findet es gut, dass ich was für meinen Rücken mache und naja, so mit jetzt 12 Kilo weniger als noch 2007/2008, besser gefallen werde ich ihm auch (lacht)." (I1: 226-230)

> „Ja das private Umfeld, also meine Frau ist sehr stolz auf mich, dass ich das mache. Und ja, also die freut sich, dass ich mich körperlich betätige." (I2: 91-92)

Es kann davon ausgegangen werden, dass die neoliberale Sichtweise sowie die hieraus folgenden Erwartungshaltungen an die eigene Person durch Rückmeldungen aus dem privaten und beruflichen Umfeld aufrecht erhalten und verstärkt werden.
Höppner geht in ihrer Respondenz auch darauf ein, dass gesellschaftliche Körpernormen von den Menschen verinnerlicht und reproduziert werden und diese als Forderung an ihr soziales Umfeld weitergegeben werden. Sobald das Wissen hinsichtlich körperbezogener Optimierungspraktiken erworben wird, wird es auch gleichzeitig als eine nicht mehr private Angelegenheit eingefordert. Höppner bezieht sich auch auf Degele`s Ansicht, dass durch „sich schön machen" das Ziel der sozialen Positionierung verfolgt wird (vgl. Höppner 2011, S. 4).
Weiter kann davon ausgegangen werden, dass Menschen in Bezug auf die Funktionsfähigkeit und Leistungsfähigkeit ihres Körpers sowohl sozialen Druck empfinden, als auch auf andere ausüben. Interviewpartnerin 1 und Interviewpartner 2 fordern explizit von ArbeitskollegInnen und MitbürgerInnen Verantwortungsübernahme bezüglich der Aufrechterhaltung und Steigerung der Leistungsfähigkeit für die eigene Person ein.

> „Ja und dann versuch ich ihnen schon zu sagen, dass man selbst auch was für den Körper tun muss, nicht nur jammern. Und das sag ich dann auch den Jungen, oft auch die, die eh ganz dünn sind, also die jammern dann auch und sagen sie fühlen sich wie 50. Des is dann selber schuld, bewegen müssen sie sich. Aber so bewundern, ja Freundinnen gibt's schon, die sagen, ich bin sehr jung geblieben, weil ich so konsequent bin und noch ins Fitnessstudio geh." (I1: 190-192)

Interviewpartnerin 1 sieht sich im Hinblick auf Kolleginnen und Freundinnen als Expertin und verspürt das Bedürfnis, ihre Trainingserfahrungen und ihr „Gesundheitswissen" weiter zu geben. Sie sieht sich selbst in einer Vorreiterinnenrolle.

> „Und ja, ich merke schon, dass Freundinnen, wenn ich so erzähle, z.B meine Nachbarin, die is so in meinem Alter, a bisserl älter, die geht jetzt Walken, ganz regelmäßig, weil sie sieht, dass es mir gut geht, dass ich mich wohl fühle." (I1: 238-240)

Ästhetik und Leistung

Ausschließlich bei Interviewpartnerin 1 wird sozialer Druck auch auf ästhetischer Ebene ersichtlich, ihre Aussagen beziehen sich dabei vor allem auf Alter und Gewicht.

> „Ja von den Jungen, da gibts die und die. Die einen, die wirken sehr fit, auch solche, die Kinder haben, die erzählen dann auch, dass sie diesen Sport machen und dort am Wochenende Bergwandern oder Radfahren oder was weiß ich alles gemacht haben und dann gibts die, die zwar schlank sind, aber wo man sieht, die sind nicht gesund. Die haben einen Buckel, obwohl sie gerade 30 sind. Aber wissens, wenn man was für die Gesundheit tut, dann fühlt man sich besser, gesünder, jünger, ja und des sieht man auch." (I1: 212-217)

Auch Höppner führt an, dass ein gesunder, fitter Körper ihrer Meinung nach ästhetische Aspekte impliziert und sich darin das gegenwärtige gesellschaftliche Schönheitsideal widerspiegelt.
In ihren Befragungen für ihre Masterthesis mit dem Titel *Alt und schön. Geschlecht und Körperbilder im Kontext neoliberaler Gesellschaften* (vgl. Höppner 2011, S.3) gaben die interviewten Personen an, dass sie sich durch Sport und Bewegung an der frischen Luft jung geblieben fühlen. Diese Aussagen verbindet Höppner mit dem Schönheitsideal des jungen, jugendlich aussehenden Körpers. Einige ihrer Befragten gaben an, durch positive Rückmeldungen von Bekannten, dass sie für ihr Alter noch jung aussehen, Gefühle wie Stolz oder Selbstbewusstsein zu empfinden. Solche Aussagen weisen laut Höppner darauf hin, „dass diese Personen dem gesellschaftlichen Schönheitsideal trotz ihres Alters entsprechen, also spezifische körperliche Aspekte aufweisen, die in unserer Gesellschaft mit einem ästhetischen Äußeren in Verbindung gebracht werden" (Höppner 2011, S. 5). Als weiteres Ergebnis ihrer Untersuchung führte Höppner an, dass für ihre InterviewpartnerInnen ein schönes oder ästhetisches Äußeres im Alter nicht mehr so deutlich an spezifischen körperlichen Merkmalen festgemacht werden kann, sondern eher an der positiven Ausstrahlung einer Person, an einem natürlichen Erscheinungsbild und einem gepflegten Äußerem (vgl. ebd.).

Investitionen

Die Interviewpersonen investieren zwischen einer (wenn überhaupt) und sechs Stunden wöchentlich in das *Kieser*-Training. Zwei Interviewpersonen sind mit ihrem Trainingspensum zufrieden, die dritte Interviewperson ist der Ansicht, dass sie zu wenig Zeit für das Training aufbringt. Im Interview drei wird deutlich, dass diese Person in einem Zwiespalt steckt. Einerseits führt sie an, dass für sie ihre körperliche Fitness nicht von so großer Bedeutung sei, da sie andernfalls mehr Zeit hierfür aufbringen würde. Gleichzeitig gibt sie an, dass ihr durch das Training Zeit im Alltag fehlt. Beim Training wird körperlicher Einsatz gefordert, beispielsweise in Form von physiologischen Anstrengungen, wenn nicht sogar Schmerzen und Muskelkater, dies wird in den Interviews nicht erwähnt. Die finanziellen Investitionen, welche ja aus privaten Mittel aufgebracht werden, werden ausschließlich in einem Interview thematisiert, bleiben allerdings auch hier unhinterfragt.

Gender-Aspekte in Prozessen der Körperform(ation)en

Das lange Zeit über hauptsächlich von Männern ausgeübte Bodybuilding zählt mittlerweile zum fixen Bestandteil weiblicher Schönheitsstrategien (vgl. Kreisky 2008). Auch die Inanspruchnahme chirurgischer Eingriffe nimmt im Bereich sowohl der weiblichen als auch der männlichen Körpergestaltung stetig zu. Dieser Wandel steht ganz im Sinne einer „Androgynisierung des Begehrens nach Verschönerung", wie ihn Kreisky bereits in ihrem Werk *Fitte Wirtschaft und schlanker Staat* (2008) benennt. Die Darstellung weiblicher Körper als makellos und rein zeigt vor allem Degele (2004) auf. Sie tut dies jedoch mit einem Verweis auf hegemoniale Schönheitsideale von Männern, deren Individualität sich nach wie vor mit Attributen wie trainiert, athletisch und muskulös vom Weiblichen abgrenzt. Degele übt Kritik daran, dass Frauen nach wie vor in ein enges Korsett gedrängt und dieses aus Sportlichkeit, Schlankheit, Jugend sowie Leistungsfähigkeit geschnürt wird. Innerhalb neoliberaler Gesellschaften werden so verschiedene köperbezogene Mechanismen wie doing gender oder doing age in soziokulturelle Normensysteme eingebettet.
Ein Genderaspekt zeigt sich vor allem beim Marketing von *Kieser*-Training. Insbesondere beim Internetauf-

tritt arbeitet das Unternehmen mit geschlechtsspezifischen Stereotypisierungen. Mit Slogans wie *Wenn das „schwache" Geschlecht die Muskeln spielen lässt, Straff statt schlaff* oder *Zu viel Muskeln* wird explizit auf das weibliche Geschlecht mit Aufforderung, dem Schönheitsideal Folge zu leisten, appelliert (vgl. http://www.kieser-training.at/de/nutzen/kieser-training-fuer-frauen/ [2011-06-20]).

Resümee

Zusammenfassend lässt sich Folgendes festhalten: Die Untersuchung hat gezeigt, dass die medizinisch-funktionelle Motivation mit dem *Kieser*-Training zu beginnen bei den von uns interviewten Personen zwar im Vordergrund steht und nicht ursprünglich auf neoliberale Leistungsgedanken bezogen werden kann. Letztere Überlegungen spielen aber in weiterer Folge für das Fortsetzen des Trainings eine entscheidende Rolle. Da eine Beeinflussung der vorherrschenden medizinischen Konstitution bei allen drei Interviewten neben den körperbezogenen Aspekten im Sinne einer Erhaltung des körperlichen Status quo auch den Wunsch nach Verbesserung der momentanen körperlichen Verfasstheit einschließen, erhebt sich an dieser Stelle die Frage, ob medizinisch-funktionale Aspekte nicht prinzipiell an Überlegungen hinsichtlich der Verbesserung und Steigerung von körperlicher Leistungsfähigkeit gebunden sind. Das heißt, dass der Wunsch sowohl nach Erhaltung als auch nach Verbesserung der körperlichen Funktionalität immer auch die körperliche Leistungsfähigkeit mit in den Blick nimmt. In diesem Zusammenhang fällt auf, dass alle drei Interviewten Gedanken bezüglich des Leistungserhalts und der -steigerung in erster Linie hinsichtlich ihrer Erwerbsarbeit formulieren und diese erst auf Nachfrage auch auf den privaten Bereich ausdehnen. Sie stellen auch ihre persönliche Zuständigkeit und Verantwortlichkeit hinsichtlich der Beeinflussung ihres körperlichen Zustandes nicht in Frage, weder in Hinblick darauf, wer für die Kosten aufzukommen hat, noch in zeitlicher Hinsicht. Denn das Training findet in der Freizeit statt, obwohl alle drei InterviewpartnerInnen ihre körperlichen Beschwerden auf ihre Arbeitsbedingungen (sitzende Tätigkeit) zurückführen. Zwei der drei Befragten erheben sogar die Forderung an ihre ArbeitskollegInnen, sich ebenfalls für deren körperliche Befindlichkeitsverbesserung zuständig zu fühlen. An dieser Stelle lässt sich anhand der Interviews die Dynamik der Entstehung von sozialem Druck in Form von „gemeinwohlkompatibler Sozialität" (Lessenich 2003, zit. nach Maasen 2008, S. 102) nachweisen. Durch Internalisierung der neoliberalen Ökonomisierungsansprüche und Übertragung dieser Forderungen auf andere entsteht die Aufforderung zu (Selbst)Disziplinierung und Übernahme von Verantwortung. Die neoliberale Sichtweise sowie die hieraus emergierenden Erwartungshaltungen an die eigene Person werden durch Rückmeldungen aus dem privaten und beruflichen Umfeld aufrecht erhalten und verstärkt, und bedingen ihrerseits wiederum Forderungen, die das Individuum an Andere stellt. Die positive Response aus dem sozialen Umfeld zeitigt zudem als positiv wahrgenommene Auswirkungen sowohl hinsichtlich der eigenen Körperwahrnehmung als auch hinsichtlich der psychischen Verfasstheit. Entsprechende Solidarisierungstendenzen mit „Gleichgesinnten" lassen sich aus einem der drei Interviews ebenfalls ableiten.

Die ursprüngliche Annahme, dass auch ästhetische Aspekte von entscheidender Bedeutung sind, konnte lediglich in einem Interview nachgewiesen werden. Bei den anderen beiden Befragungen ergab sich kein Hinweis, welcher diese These stützen könnte.

Kehrt man nun zu Epiktet als Ausgangspunkt der vorliegenden wissenschaftlichen Auseinandersetzung zurück, ist festzuhalten, dass viele Menschen die Angemessenheit ihrer Erwartungen an die eigene Körperlichkeit immer weniger zu reflektieren scheinen. Hierdurch scheint Epiktets Ausspruch „Nicht die Dinge, sondern die Meinungen von den Dingen beunruhigen die Menschen" neue Aktualität zu erlangen.

Literatur

Boltanski, Luc/ Chiapello, Eve (2001): Die Rolle der Kritik in der Dynamik des Kapitalismus und der normative Wandel. In: Berliner Journal für Soziologie 11: S. 459-478.

Degele, Nina (2004): Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln, Wiesbaden.

Gugutzer, Robert (2006): Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung. In: Gugutzer, Robert (Hg.): body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports, Bielefeld, S. 9-53.

Höppner, Grit (2011): Alt und schön. Geschlecht und Körperbilder im Kontext neoliberaler Gesellschaften, Wiesbaden.

Humboldt, Wilhelm von (1792): Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen.

Kieser-Training: http://www.kieser-training.at [2011-06-01].

Kreisky, Eva (2008): Fitte Wirtschaft und schlanker Staat: das neoliberale Regime über die Bäuche. In: Schmidt-Semisch, Henning/Schorb, Friedrich (Hg.): Kreuzzug gegen Fette. Sozialwissenschaftliche Aspekte des gesellschaftlichen Umgangs mit Übergewicht und Adipositas, Wiesbaden, S. 143-161.

Lessenich, Stephan (2003): Soziale Subjektivität. In: mittelweg 36, 4/2003, S.80-93.

Maasen, Sabine (2008): Bio-ästhetische Gouvernementalität-Schönheitschirurgie als Biopolitik. In: Villa, Paula (Hg.): Schön Normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst, Bielefeld, S. 99-118.

Mayring, Philipp (2003):Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, Weinheim 1983, 8. Auflage.

Voß, Günther G. (2007): Subjektivierung von Arbeit und Arbeitskraft. Die Zukunft der Beruflichkeit und die Dimension Gender als Beispiel. In: Aulenbacher, Brigitte/Funder, Maria/Jacobsen, Heike/Völker, Susanne (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft, Wiesbaden, S. 97-113.

Zimmermann, Bernhard (2005): Epiktet: Das Buch vom geglückten Leben. Du willst Philosoph sein, mach dich darauf gefasst, dass man dich auslacht. Aus dem Griechischen von Carl Conz, München.

Kieser-Training als Technologie an der Schnittstelle zwischen medizinisch-funktioneller Praxis und neoliberalen Körperbildern

Grit Höppner

Die Idee, sich mit Körperformen und Körperformationen im Rahmen des *Kieser*-Trainings zu beschäftigen, ist deshalb aufschlussreich und wichtig, weil hierbei zwar der medizinisch-funktionelle Aspekt im Vordergrund zu stehen scheint, dieser jedoch, wie Elisabeth Friedl, Eva Horvatic und Elisabeth Lummerstorfer in ihrer Untersuchung zum *Kieser*-Training zeigen, in neoliberale Körperpolitiken und Leistungsgedanken eingebunden ist. Solche gesellschaftlichen Vorstellungen durchdringen heutzutage sowohl berufliche als auch private Lebensbereiche von Menschen. Vor allem der Körper erfährt dabei eine Redefinition, denn er gilt nicht länger als „unveränderbares, biologisches Schicksal" sondern wird zum privaten Verantwortungsbereich von Menschen, den es in Eigenverantwortung zu modifizieren und zu optimieren gilt. Am Beispiel der Analyse von Einstellungen von Personen, die regelmäßig *Kieser*-Training durchführen, kann der aktuelle Stand dieses gesellschaftlichen Veränderungsprozesses skizziert werden.

Meine Rückmeldung zur Untersuchung von Elisabeth Friedl, Eva Horvatic und Elisabeth Lummerstorfer zum *Kieser*-Training ist so aufgebaut, dass ich zunächst einige theoretische Eckpunkte umreiße, in denen ich die Forschungsarbeit einordnen würde. Daran schließen sich Anregungen zur Interpretation der Ergebnisse der empirischen Erhebung an. Auch komme ich auf die Rolle der Ästhetik des äußeren Erscheinungsbildes und auf Genderaspekte im Rahmen von Körpertechnologien zu sprechen, die in der Untersuchung weniger explizit zum Tragen gekommen sind, als Elisabeth Friedl, Eva Horvatic und Elisabeth Lummerstorfer dies ursprünglich vermutet hatten.

Neoliberale Körperbilder

Werbeanzeigen wie „Zum Verstecken viel zu schade. Glatte Haut in nur zwei Wochen" (L'Oréal), „New Lifestyle. Putenleichte Pikante – die schlanke Linie von Hofer" (Hofer) und „Ein starker Rücken kennt keine Schmerzen" (Kieser) vermitteln ein Schönheitsideal, das auf eine spezifische Körpernorm – jugendlich aussehende, faltenarme Haut und einen schlanken, fitten, gesunden Körper – rekurriert. Zugleich präsentieren solche Werbebotschaften Ratschläge eines schönheitsbezogenen Selbstmanagements, die auf die Gestaltbarkeit von Körpern fern altersbedingter Veränderungsprozesse fokussieren. Diesem Schönheitsideal liegt die Idee zu Grunde, Jugendlichkeit, Schlankheit und Gesundheit nicht als biologische Schicksale sondern als Aufgabenbereiche zu verstehen, die es zielstrebig und kontinuierlich in Eigenverantwortung herzustellen gilt. In dieser Körpernorm artikuliert sich zugleich eine Besonderheit neoliberal strukturierter Gesellschaften: Das Merkmal der Individualisierung, mit dem gesellschaftliche Problemlagen heute verstärkt als private Verantwortungsbereiche interpretiert werden, steht neben den Postulaten Eigenverantwortung, Konkurrenz- und Leistungsbereitschaft, mit denen Menschen sowohl im Beruf als auch im Privaten konfrontiert sind.

Aus dieser Perspektive haben Menschen ununterbrochen Entscheidungen zu treffen, die letztlich (scheinbare) Rückschlüsse auf ihre Charaktereigenschaften liefern: Nur die Personen, die ihre Körper gängigen Vorstellungen folgend formen, so wird suggeriert, können sich in neoliberal strukturierten Gesellschaften durchsetzen. So gilt die Verkörperung des eingangs beschriebenen Schönheitsideals als (scheinbarer) Garant für ein attraktives Leben inklusive beruflichem und privatem Erfolg: „[D]ie Schönen wirken sympathischer, ziehen an und in den Bann. Schöne Menschen haben größere Chancen bei der PartnerInnenwahl, größere Aufstiegschancen im Job und verdienen mehr. Schönheit befähigt zu sozialer Macht, dient ihrer Inszenierung und verkörpert Status“ (Degele 2008, S. 68). Körpertechnologien stellen vor dem Hintergrund, dass Identitätskonstruktionen in unserer Gesellschaft eng mit sozialen Positionierungen verbunden sind, also keine private Angelegenheit dar (Degele 2004), sondern eine viel versprechende Möglichkeit der Veränderung, die auf berufliche und private Lebensbereiche positiven Einfluss nehmen (kann). Das eigene Leben wird damit zum privaten Kapital, das es in individueller Verantwortung zu verwalten gilt, ebenso wie den eigenen Körper, der gehütet und gepflegt werden sollte (vgl. Kreisky 2008): In unserer neoliberal strukturierten Gesellschaft werden UnternehmerInnen des Selbst (vgl. Bröckling 2007) demzufolge zu UnternehmerInnen des eigenen Körpers.

Sportlich sein als Form neoliberaler Selbstregulierung

Physische Aktivität, wie sie in *Kieser*-Training Studios durchgeführt wird, kann als eine Körpertechnologie zur Herstellung eines athletischen, fitten Körpers im Rahmen der freien Zeit von Menschen gefasst werden. Diese wird durch den flexiblen, formbaren Menschen unter anderem in Fitnesscentern geleistet, „in denen an modernen Körpermaschinen (...) Bindegewebe gefestigt, Muskeln auf- und Fettpolster abgebaut, Ausdauer trainiert und Körper in Form gebracht werden“ (Schroeter 2007, S. 133). Durch Training gestaltete sowie durch Ausdauer und Disziplin gekennzeichnete Körper stehen im Kontext einer neoliberalen Gesellschaftskonzeption als Symbol für ökonomische Prinzipien, die außerhalb sportlicher Bereiche vermarktet werden können: Fit und erfolgreich zu sein avanciert zur aussichtsreichen Formel, mittels derer soziale Anerkennung und Einflussnahme gewährleistet zu sein scheinen, denn

> „Sportlichkeit verkörpert Gesundheit, Gelenkigkeit, Schlankheit und Attraktivität. Das sportliche Amalgam aus Fairness, Fun und Fitness entspricht den ökonomischen Markt- und Machtverhältnissen mit seinen zentralen Leitbildern von Individualismus, Konkurrenz, Teamgeist und Flexibilität“ (Schroeter 2007, S. 141).

Wirtschaftliche Prinzipien wie die Optimierung und die Maximierung von Leistungen weiten sich auf die verschiedenen Lebensbereiche von Menschen aus und so kann auch der menschliche Körper ausdauernder, schneller, stärker gemacht werden; der Prozess der individuellen Perfektionierung scheint nach oben hin unbegrenzt. Die Konsumangebote der Fitnessindustrie unterstützen diesen Prozess durch die Entwicklung und Vermarktung immer modernerer „Körpermaschinen“ (Schroeter 2007, S. 133) und neuer Aktivitätsmuster.

Während Fitness zum „Bestandteil erfolgreichen Selbstmanagements“ (Fleig 2008, S. 90) aufrückt, ist Unsportlichkeit in unserer Gesellschaft negativ konnotiert und zeugt von einem Mangel an Willenskraft und Ausdauer. Sportliche Aktivitäten erscheinen aus dieser Perspektive als Synonym für visualisierte Gesundheit; sie kennzeichnen einen pflichtbewussten Umgang mit dem Körper im Rahmen der eigenen Lebensgestaltung (vgl. Schroeter 2007). Thomas Lemke zufolge sind verantwortungsvolle Menschen „objektive Zeugen für ihre (Un-)Fähigkeit, freie und rationale Subjekte zu sein“ (Lemke 2007, S. 56). Gesundheit in einem neoliberalen Verständnis muss dementsprechend als Zeichen von Initiative gedeutet werden: Was aus medizinischer Sicht als Risikofaktor für eine Krankheit eingeordnet wird, ist aus neoliberaler Perspektive korrekturbedürftig:

> „Da Selbstbeherrschung und Autonomie fundamentale Voraussetzungen der Gesundheit bilden, sind ein mangelnder Wille und eine unzureichende Selbstführung erste Symptome einer Krankheit, deren Ursache letztlich im Inneren des Subjekts liegt – und die nicht auf ‚äußere Faktoren' (...) zurückgeführt werden kann" (Lemke 2007, S. 56).

Aus neoliberaler Perspektive erscheint die Optimierung des eigenen Gesundheitszustands als Ausdruck einer souveränen Selbstregulierung. Begleitet wird das damit einhergehende Leitmotiv der Eigenverantwortung auch mittels Diskursen rund um die Themenbereiche Gesundheitserziehung und -prävention. Gesundheitsfördernde Strategien werden dabei von einer zunehmenden Anzahl von Menschen praktiziert und können als körperoptimierende Praktiken gedeutet werden, die Michel Foucault in seiner Konzeption zur Gouvernementalität als Selbsttechniken bezeichnet hat (Foucault 2006).

Kieser-Training als Technologie der Selbstregulierung im Kontext neoliberaler Körperbilder

Anhand der Untersuchung zum *Kieser*-Training lässt sich zeigen, wie medizinisch-funktionelle Interventionen in neoliberale Leistungsgedanken eingepasst sind und gesellschaftliche Postulate über den *gesunden* Körper implizit vermittelt und perpetuiert werden. Nicht zuletzt können aus dieser Analyse Rückschlüsse auf gesellschaftliche Prozesse wie die der Redefinition sozialer Problemlagen als individuelle Verantwortungsbereiche gezogen werden, die als Merkmal neoliberaler Gesellschaftskonzeptionen zu verstehen sind.

Die sechs Kategorien, die Elisabeth Friedl, Eva Horvatic und Elisabeth Lummerstorfer auf Grundlage von Ergebnissen dreier Leitfadeninterviews entwickelt haben, sind relevante Aspekte, um die Frage zu diskutieren, inwieweit bei medizinisch-funktionellen Interventionen die körperliche Ästhetik und Leistungsgedanken eine Rolle spielen.

Die Kategorie Funktionstüchtigkeit gilt dabei als körperbezogene Basis und Voraussetzung für Leistungsfähigkeit. Leistung lässt sich als eine Handlung deuten, die auf ein spezifisches Resultat zielt, nämlich auf die Herstellung und den Erhalt eines der gesellschaftlichen Norm entsprechend optimierten Körpers und als ein Postulat, das sich in Form des körperbezogenen Selbstmanagements in unserer Gesellschaft äußert. Individuelles, körperbezogenes Selbstmanagement avanciert in Zeiten, in denen gesellschaftliche Benachteiligungen als Folge falscher individueller Entscheidungen gedeutet werden, also zum Leitprinzip, um sich im sozialen Konkurrenzkampf zu behaupten (vgl. Michalitsch 2008). Interessant wäre hier die Frage, ob mit den Begriffen Funktions- und Leistungsfähigkeit unterschiedliche Bedeutungen für Frauen und Männer verbunden sind bzw. inwieweit das Postulat des funktions- und leistungsfähigen Körpers als eine geschlechterübergreifende Forderung zu deuten ist und ob diese von Frauen und Männern gleichermaßen erfüllt werden kann. Die Forderung nach Leistung durchdringt sowohl Öffentlichkeit (Beruf) als auch Privates, das heißt den Lebensbereich von Menschen, der vormals der Erholung und des Ausgleichs diente (Freizeit). Daneben durchdringt das ökonomische Leistungsprinzip in der Erfolgskultur auch das Denken, das Handeln und die Emotionen von Menschen (vgl. Neckel 2008).

Die Kategorie Körperselbstwahrnehmung fokussiert auf die emotionale und die physische Gesundheit von Menschen und verweist auf die Ganzheit des Körpers, die Robert Gugutzer in body turn (Gugutzer 2006) thematisiert, indem er die Verwobenheit von körperlicher Materialität und sozialer Umgebung hervorhebt. Erst die Kombination aus eher rationalen Kompetenzen (Funktionsfähigkeit) und eher emotionalen Fähigkeiten (psychisches Wohlbefinden) bildet also die Voraussetzung für hohe Leistungsfähigkeit (Damasio 1994). Die Körpertechnologie *Kieser*-Training, das haben Elisabeth Friedl, Eva Horvatic und Elisabeth Lummerstorfer herausgearbeitet, bedient diese beiden Dimensionen und scheint daher besonders geeignet, einen leistungsfähigen Körper zu reproduzieren.

Diese These wird auch durch die Ausführungen zur

Kategorie Selbstverantwortung gestärkt, denn diese verweist auf den Prozess der Verkörperung gesellschaftlicher und medial vermittelter Körpernormen, die Menschen wiederum als inkorporiertes Wissen präsentieren. Elisabeth Friedl, Eva Horvatic und Elisabeth Lummerstorfer zeigen, dass zwei befragte Personen ihr Wissen zu Körpernormen an ihr soziales Umfeld weitergeben und zugleich von ihren Mitmenschen fordern, dass sie das damit verbundene körperbezogene Optimierungsparadigma reproduzieren. An dieser Stelle werden gouvernementale Mechanismen zu Selbst- und Herrschaftstechniken deutlich, wie sie Michel Foucault beschrieben hat (Foucault 1993 und 2006).

Ein gesunder, fitter Körper impliziert meines Erachtens immer schon ästhetische Aspekte, denn die Präsentation dieser spezifischen Körpernorm basiert auf der mehr oder weniger bewussten Vorstellung eines spezifischen Schönheitsideals, bspw. eines schlanken, beweglichen, leistungsfähigen Körpers. Insofern können ästhetische Aspekte beim Durchführen des *Kieser*-Trainings unbewusst von hoher Relevanz sein, ohne dass sie explizit benannt werden (können). In meiner Untersuchung *Alt und schön* (Höppner 2011)[1] haben einige Befragte ihr Wohlbefinden hervorgehoben, wenn sie regelmäßig sportlichen Tätigkeiten nachgehen und sich deshalb *jung fühlen* oder, wenn sie täglich an der frischen Luft Spaziergänge machen und deshalb eine *rosige Gesichtsfarbe* haben, also *gesund* aussehen. Einige der Befragten erhalten auch positive Rückmeldungen von Bekannten zu ihrem jugendlichen Aussehen und empfinden deshalb Gefühle wie Stolz und Selbstbewusstsein. Solche Aussagen weisen darauf hin, dass die befragten Personen meiner Studie eine spezifische Körperlichkeit aufweisen, die in unserer Gesellschaft mit einem ästhetischen Äußeren in Verbindung gebracht wird.

Zudem muss konkretisiert werden, was unter ästhetischen Körpermerkmalen im jeweiligen sozialen Kontext zu verstehen ist, bspw. in Bezug auf die soziale Schicht, auf das kalendarische Alter und auf das Geschlecht von Personen. Um Unterschiede hinsichtlich des Alters oder des Geschlechts von Personen generieren zu können, ist bei qualitativen Erhebungen ein Sample von Personen notwendig, das in ähnliche soziale Strukturen eingebettet ist (z.B. ähnliche Wohnsituation, ähnliche Erfahrungen hinsichtlich des körperlichen Alterungsprozesses, Berufstätigkeit bzw. Pension).

In Bezug auf die Generierung von geschlechtsspezifischen Differenzen bietet sich eine Gruppenbildung qua Geschlecht an, um die Aussagen der befragten Frauen mit denen der befragten Männer zu kontrastieren. Auch wenn die empirische Untersuchung auf diese Weise analog zum System einer *naturgegebenen* Zweigeschlechtlichkeit in unserer Gesellschaft konzipiert wird, erleichtert dieses Vorgehen das Entschlüsseln geschlechtsspezifischer, (un-)bewusster Ansichten, die Menschen verinnerlicht haben. Aus einem Vergleich der Aussagen von Frauen und Männern in Bezug auf die von ihnen ausgearbeiteten Kategorien hätten möglicherweise Rückschlüsse zu Gender-Praktiken, geschlechtsspezifischen Zuschreibungen oder Naturalisierungen von Geschlecht resultieren können. So zeigte sich in meiner Analyse *Alt und schön*, dass sowohl Frauen als auch Männer sehr großen Wert auf die Pflege ihres Körpers (regelmäßiges Duschen, Hygiene der Zähne etc.) legen, sich jedoch die Körpertechniken geschlechtsspezifisch unterscheiden, die darüber hinaus regelmäßig angewendet werden: Während zwei der drei befragten Frauen hierbei spezifische Cremes und Make-up verwenden, folgen zwei der drei befragten Männer eher dem Prinzip der Einfachheit und Minimierung, indem sie sich nur *im Notfall schön machen* und sich in Bezug auf die Gesichtspflege lediglich in der Früh rasieren und dazu keine spezifische Creme verwenden. Auch bei der Kleidung werden geschlechtsspezifische Unterschiede deutlich: Während sich zwei der befragten Frauen mit zunehmendem Alter weniger tailliert, weniger transparent und weniger farbenfroh kleiden, gaben die Männer an, in der Pension häufig

1 In der Untersuchung habe ich im Zeitraum Dezember 2009 bis Februar 2010 sechs in Wien lebende Frauen und Männer zwischen 60 und 75 Jahren in Form von Leitfadeninterviews (Witzel 1982) gefragt, wie und warum sie sich heute schön machen. In der Studie habe ich auf die Begriffsbestimmung der Weltgesundheitsorganisation (WHO) zurückgegriffen, wonach Frauen und Männer mit einem kalendarischen Alter zwischen 60 und 75 Jahren als älter und Menschen zwischen 76 und 90 Jahren als alt definiert werden, die über 90-Jährigen als sehr alt oder hochbetagt und die über 100-Jährigen als langlebig (Kolland 2000).

auf die Krawatte zu verzichten. Schnitte, Stoffe und Farben ihrer Bekleidung haben sich im Vergleich zur Zeit der Erwerbsarbeit jedoch kaum verändert (Höppner 2011).

Nicht unberücksichtigt bleiben kann in einer Analyse zu Körpertechnologien[2] und Genderaspekten das geschlechtsspezifische Schönheitsideal, das unsere Gesellschaft durchdringt. So vertreten Regine Gildemeister und Günther Robert die Auffassung, dass insbesondere Frauen vom gesellschaftlich konstruierten Körperideal des jugendlichen Aussehens inklusive einer faltenarmen Haut und einer schlanken Figur angesprochen werden (Gildemeister/Robert 2008). Makellosigkeit und Reinheit unterstützen Nina Degele zufolge die öffentliche Darstellung uniformer weiblicher Körper, während das Schönheitsideal für Männer – trainiert, athletisch, muskulös – deren Individualität betont. Mit diesen geschlechtsspezifischen Schönheitsidealen scheint eine unterschiedliche Gewichtung hinsichtlich normierender Zuschreibungen einherzugehen: So kritisiert Degele den „Schönheitskult (...), der vor allem Frauen in ein enges Korsett von Schlankheit, Jugend, Attraktivität, Sportlichkeit, Gesundheit und Leistungsfähigkeit schnürt" (Degele 2004, S. 29). Damit verweist Degele auf eine stärkere kulturelle Normierung weiblicher Schönheitsideale im Vergleich zu männlichen. Diese These steht in enger Verbindung zu Ergebnissen meiner Studie *Alt und schön*. Ich habe gezeigt, dass in unserer neoliberal strukturierten Gesellschaft verschiedene körperbezogene Mechanismen – Doing Gender, Doing Age, Doing Beautyfication – existieren, die in soziokulturelle Normensysteme eingebettet sind, die die Schönheitspraxen älterer Menschen beeinflussen. Aus diesen gouvernementalen Mechanismen resultieren auch im Alter soziale Zuschreibungen, die letztlich zu einer Reproduktion und Bestätigung des Systems der Zweigeschlechtlichkeit in unserer Gesellschaft und damit verbundenen Macht- und Herrschaftsverhältnissen führen: Frauen werden mit zunehmendem Alter auf besondere Weise marginalisiert. So gelten für Frauen zwischen 60 und 75 Jahren eher an Jugendlichkeit geknüpfte Schönheitsideale, die altersbedingten körperlichen Veränderungen entgegenstehen. Das Schönheitsideal des männlichen individualisierten Körpers scheint dagegen auf besondere Weise geeignet, um Zeichen des Alter(n)s als Ausdruck von Persönlichkeit zu deklarieren. Zugleich wird jedoch in meiner Studie auch die geschlechterübergreifende Tendenz deutlich, dass ein ästhetisches Äußeres im Alter weniger an spezifischen körperlichen Merkmalen festgemacht zu werden scheint als an der positiven Ausstrahlung einer Person, die sich bspw. in einem *natürlichen* Erscheinungsbild und einem gepflegten Äußeren artikuliert (Höppner 2011).

Ein Blick auf die Homepage von Kieser (http://www.kieser-training.at/) macht deutlich, dass im Bereich des Marketings mit geschlechtsspezifischen Stereotypisierungen gearbeitet wird. Mit einem Zitat der Homepage von *Kieser*-Training schließe ich meine Rückmeldung ab:

> „*Kieser*-Training für Frauen. Wenn das ‚schwache' Geschlecht die Muskeln spielen lässt. Mehr als die Hälfte unserer Kunden sind weiblich. Ihr Training unterscheidet sich nicht von dem der Männer, denn die Muskelstruktur ist die gleiche. Lediglich die Muskelmasse ist geringer. Mit einem Krafttraining verbessern Sie Ihre Haltung, straffen Ihre Figur und reduzieren mögliche Fettpolster. Keinen Einfluss haben Sie allerdings darauf, wo das Fett abgebaut wird, da dies genetisch festgelegt ist. Die Sorge, zu viel Muskelmasse aufzubauen, ist in jedem Fall unbegründet, da Frauen nur selten eine Veranlagung zu einem übermäßigen Muskelwachstum haben. Durch ein ‚Einfrieren' des Trainingsgewichts kann der Aufbau zudem jederzeit gestoppt werden. So erhalten Sie eine Figur nach Maß.
>
> Straff statt schlaff. In der Tat erzielen Frauen mit Krafttraining oft und rasch spektakuläre Erfolge bezüglich ihrer Figur. Ein Grund mag darin liegen, dass untrainierte Muskeln immer irgendwie ‚fett' wirken, ohne es wirklich zu sein. Sie sind einfach schlaff, weil ihr Tonus, d.h. die Ruhespannung, zu niedrig ist. (...) Physikalisch gese-

2 Körpertechnologien werden heutzutage gleichermaßen von Frauen und Männern ausgeübt: So weist Eva Kreisky darauf hin, dass Bodybuilding nicht mehr nur Männern vorbehalten bleibt, um ihrer Maskulinität Ausdruck zu ver-leihen, sondern längst zum fixen Bestandteil weiblicher Schönheitsstrategien geworden ist (Kreisky 2008). Dies zeigt auch die Untersuchung zum *Kieser*-Training. Andererseits hat die Inanspruchnahme chirurgischer Eingriffe Einzug in den Bereich männlicher Körpergestaltung gehalten. Dieser Wandel der „Androgynisierung des Begehrens nach Verschönerung" (Kreisky 2008, S. 155) ist sicher auch mit ökonomischen Motiven der Sport- und Schönheitsindustrie zu erklären.

hen ist es derselbe Prozess, der eine trockene Pflanze sich aufrichten lässt, sobald sie Wasser bekommt. Am offensichtlichsten ist dieser Effekt beim größten Muskel des menschlichen Körpers, beim Gesäß. Aber auch die weibliche Brust wird mit dem Training der Brustmuskulatur positiv beeinflusst. Obwohl die Brüste selbst keine Muskeln, sondern reichlich mit Fett umgebene Drüsen sind, werden sie mit der Entwicklung der darunterliegenden Muskeln angehoben.

Zu viele Muskeln. Die geschilderten Vorzüge des Krafttrainings für die Frau sind mittlerweile bekannt. Trotzdem hegen nicht wenige Frauen die Befürchtung, mit Krafttraining zu ‚vermännlichen', d. h. Muskelmassen aufzubauen, die zumindest an einer Frau unattraktiv wirken. (…)

Unsere äußere Erscheinung - ob Mann oder Frau - wird weitgehend durch den Zustand unserer Muskeln bestimmt. Es sitzt wieder alles, wo es hingehört" (Kieser 2011).

Literatur

Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie der Subjektivierungsform, Frankfurt/Main.

Damasio, Antonio R. (1994): Descartes' Error: Emotion, Reason and the Human Brain, New York.

Degele, Nina (2004): Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln, Wiesbaden.

Degele, Nina (2008): Normale Exklusivitäten – Schönheitshandeln, Schmerznormalisieren, Körper inszenieren. In: Villa, Paula-Irene (Hg.): Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst, Bielefeld, 67-84.

Fleig, Anne (2008): Nabelschau – Fitness als Selbstmanagement in John von Düffels Romansatire EGO. In: Villa, Paula-Irene (Hg.): Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst, Bielefeld, 85-98.

Foucault, Michel (2006): Geschichte der Gouvernementalität II. Die Geburt der Biopolitik, Frankfurt/Main.

Foucault, Michel (1993): Technologien des Selbst. In: Martin, Luther H. et al. (Hg.): Technologien des Selbst, Frankfurt/Main, 24-62.

Gildemeister, Regine/Robert, Günther (2008): Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive. Interaktion – Institution – Biografie, Wiesbaden.

Gugutzer, Robert (2006): Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung. In: Gugutzer, Robert (Hg.): body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports, Bielefeld, 9-53.

Höppner, Grit (2011): Alt und schön. Geschlecht und Körperbilder im Kontext neoliberaler Gesellschaften, Wiesbaden.

Kieser (2011): Kieser Training für Frauen. (31.05.2011) http://www.kieser-training.at/

Kolland, Franz (2000): Kultur des Alters und Altersbilder. In: Bundesministerium für Soziales, Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz: Seniorenbericht. Bericht zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich, Wien, 532-585.

Kreisky, Eva (2008): Fitte Wirtschaft und schlanker Staat: das neoliberale Regime über die Bäuche. In: Schmidt-Semisch, Henning/Schorb, Friedrich (Hg.): Kreuzzug gegen Fette. Sozialwissenschaftliche Aspekte des gesellschaftlichen Umgangs mit Übergewicht und Adipositas, Wiesbaden, 143-161.

Lemke, Thomas (2007): Gouvernementalität und Biopolitik, Wiesbaden.

Michalitsch, Gabriele (2008): Selbstregulierte Subjekte. Privatisierung und Geschlechter-Regierung. In: Bidwell-Steiner, Marlen/Wagner, Ursula (Hg.): Freiheit und Geschlecht. Offene Beziehungen, Prekäre Verhältnisse, Innsbruck, 63-75.

Neckel, Sighard (2008): Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft, Frankfurt/Main, New York.

Schroeter, Klaus R. (2007): Zur Symbolik des korporalen Kapitals in der „alterslosen Altersgesellschaft". In: Pasero, Ursula et al. (Hg.): Altern in Gesellschaft. Ageing – Diversity – Inclusion, Wiesbaden, 129-148.

Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen, Frankfurt/Main.

Care without Revolution!?

Gabriele Einsiedl, Heike Fleischmann, Teresa Howorka, Doris Pichler

Einleitung

Im Zuge des von Frau Prof.in Dr.in Schmitz angebotenen Seminars *Gender – Technik - Leistung* wurden im Sommersemester 2011 Diskussionsansätze und theoretische Konzepte der Ringvorlesung *Sind wir nie modern gewesen?* vertiefend behandelt. Ausgangspunkte war zunächst die Ideologien des „Arbeitskraftunternehmers" nach Voß (Voß 2007), welches den Modus moderner Leistungsgesellschaften prägt und auf Technologien der Individualisierung und Selbstoptimierung basiert. Das Seminar widmete sich in drei Themenschwerpunkten [Körperoptimierung – Gehirnoptimierung – Care-Konzepte als Gegenstrategie?] Fragen nach den jeweiligen Optimierungsstrategien, innewohnenden Leistungskonzepten, normativen sowie geschlechtlichen Konnotationen und alternativen Ansätzen zum Leistungskonzept. Parallel zur theoretischen Auseinandersetzung mit ausgewählter Literatur sollte es im Rahmen einer empirischen Studie zur Erarbeitung einer konkreten Fragestellung kommen. Diese wurde im Kontext eines interdisziplinären Workshops von den StudentInnen öffentlich präsentiert bzw. mit Expertinnen diskutiert.

Die vorliegende Arbeit mit dem Titel *Care without Revolution?!* ist die Ausarbeitung einer empirischen Studie zum Themenschwerpunkt „Care-Konzepte als Gegenstrategie?" Ausgangspunkt unserer Arbeitsgruppe war die Auseinandersetzung mit der derzeitigen wirtschaftlichen Ausgestaltung und Organisation von Care-Arbeit, welche vor allem dadurch gekennzeichnet ist, dass sie un- oder unterbezahlt ausgeübt wird, weil sie den kapitalistischen Anspruch an produktiven Mehrwert nicht erfüllen kann. Da es in der Mehrheit Frauen sind, welche Care-Tätigkeiten – bezahlt oder unbezahlt – übernehmen, trifft sie die monetäre und soziale Geringschätzung hier auf besondere Weise.

Im feministischen Diskurs entstanden in den vergangenen Jahren neue Ansätze zur Reorganisation von Wirtschafts- und Sozialsystemen. Als Gegenstrategie zum vorherrschenden Leistungsprinzip kam es unter anderem zu einer Forderung nach Neubewertung und Neugestaltung von Care-Arbeit. Ein Aspekt dieser Auseinandersetzung bezieht sich auf den erzieherischen Bereich des Care-Sektors, die Schule. Eines der angestrebten Ziele ist es, den Ausbau der Ganztagesbetreuung für Klein- und Schulkinder voranzutreiben. Seitens der Politik führten die Diskussionen dazu, dass die Stadt Wien sich in den letzten Jahren verstärkt darum bemühte, politische und strukturelle Konzepte für eine umfassendere Schulbetreuung zu entwerfen.

Uns beschäftigt nun die Frage, in wie weit das Konzept der Ganztagsschule als ein emanzipatorisches im Sinne der Aufwertung von Care-Arbeit zu verstehen ist, und ob es als erfolgreiche Gegenstrategie zur kapitalistischen Marktlogik gefasst werden kann.

Um unsere Forschungsfrage zu beantworten, haben wir eine 3-Schritt-Analyse durchgeführt. Im ersten Schritt setzen wir uns auf der Theorieebene mit Texten von Mascha Madörin (Madörin 2010) und Gabriele Winker (Winker 2007) auseinander, gehen im Besonderen auf das Konzept der *anderen Ökonomie* ein und beschäftigen uns mit der Frage nach den Besonderheiten von personenbezogenen Dienstleistungen in Abgrenzung zur Güterproduktion. Im zweiten Schritt interessiert uns die schulpolitische Repräsentationsebene am Beispiel der Broschüre des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur, welche als Leitfaden für eine qualitative Tagesbetreuung fungiert. Die dritte Ebene unserer Analyse betrifft die praktische Umsetzung von qualitativen Anforderungen, die wir an einer ganztägig geführten Schule in

Wien untersuchten. Abschließend führen wir die einzelnen Ebenen zusammen und konkretisieren die Ergebnisse im Hinblick auf Auf- und Abwertungsprozesse von Care-Arbeit als Resultat der Praxis und werfen weiters einen kritischen Blick auf Geschlechteraspekte in der Care-Debatte.

Theoretischer Hintergrund

Ökonomie und andere Ökonomie nach Madörin

Seit den 1990er Jahren wird in der feministischen Ökonomie intensiv die Rolle und Bedeutung der unbezahlten und bezahlten Care-Arbeit als notwendiger Teil von Produktionsprozessen diskutiert. Vermehrt steht dabei die Auseinandersetzung mit der Verwobenheit der Care-Arbeit in verschiedenen Zusammenhängen gesellschaftlicher Artikulation im Vordergrund.

> „Es gibt also den Anspruch, eine Ökonomie-Theorie zu entwickeln, in der das Nebeneinander und die Verflochtenheit der bezahlten und unbezahlten Arbeit und die damit verbundenen Arbeitsverhältnisse und generell Produktionsverhältnisse als Gesamtes analysiert werden“ (Madörin 2010, S. 83f.).

Die leitenden Fragen im feministischen Diskurs befassen sich mit möglichen Ansätzen, wie das Wirtschafts- und Sozialsystem gestaltet sein sollte, um Care-Arbeit entsprechend ihrem gesellschaftlichen Wert in ein ökonomisches System einzubinden und in einem menschenwürdigen Sinne für alle zu gestalten. Die beiden Systeme sind zwar durch verschiedene Logiken gekennzeichnet, können aber nur schwer voneinander abgegrenzt werden. Die Trennung wird vor allem aufgrund des unterschiedlichen Umgangs in Bezug auf Verwertungspraxen von Ressourcen erschwert: Auf der einen Seite findet sich die Produktion, welche sich durch warenförmige Herstellung von Wirtschafts- und Gebrauchsgütern auszeichnet und auf der anderen Seite steht die Reproduktion, die vor allem die Hervorbringung neuer arbeitsfähiger Generationen umfasst, welche ernährt, erzogen, gebildet sowie sexuell und emotional befriedigt werden müssen (vgl. Winker 2007, S. 17). Wird von der anderen Ökonomie gesprochen, so kann davon ausgegangen werden, dass die vorherrschende Logik der Arbeitsproduktivität und Arbeitsprozesse eine andere ist, als für monetarisierte Dienstleistungen auf dem Arbeitsmarkt. An späterer Stelle soll ausführlicher auf die personenbezogene Dienstleistung eingegangen werden, um die Besonderheiten und Merkmale von Care-Arbeit aufzuzeigen. Bereits 1967 erkannte der Wirtschaftstheoretiker William Baumol: „Man kann zwar schneller Autos produzieren, aber nicht schneller Kinder aufziehen“ (Baumol 1967 in: Madörin 2010, S. 99). Er verwies darauf, dass es wirtschaftliche Zweige gibt, die nur begrenzte Fortschritte in der Produktion erlauben und spricht in diesem Zusammenhang von der „Cost disease“ der Branchen mit geringem Produktivitätsniveau (vgl. ebd.). In der Wirtschaftspolitik ist die Forderung feministischer ÖkonomInnen nach der Sichtbarmachung der Care-Arbeit, die zum Großteil (immer noch) Frauenarbeit ist, seit langem Dreh- und Angelpunkt.

Was das Care-Konzept nach Winker leisten soll

Die feministische Sozialwissenschaftlerin Gabriele Winker greift die Thematik der heutigen Arbeitsbedingungen und Verhältnisse unter den Gesichtspunkten der Produktion und Reproduktion auf. Sie versucht, veränderte Verwertungs- und Reproduktionsbedingungen der Arbeitskraft im Zusammenhang mit wirtschaftlichen Marktinteressen zu denken und bezieht in ihre Überlegungen auch die hierarchisch strukturierten Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern ein. Es stellt sich die Frage, was dieses andere ökonomische Konzept leisten soll.

Da heute eine weitestgehende Ökonomisierung aller gesellschaftlicher Bereiche zu beobachten ist und sich diese fast ausschließlich am Kapital orientiert, wird die grundlegende Logik im Neoliberalismus deutlich: Die Verteilung von Erwerbsarbeit und Fürsorgearbeit erfolgt weiterhin nach dem normativen System der Zweigeschlechtlichkeit und wird von ihr getragen. Das Care-Konzept wird dem kapitalistischen Konzept als Gegenentwurf gegenübergestellt. Es soll mitunter den großen Bereich der Ausbeutung sicht-

bar machen, der sowohl in der bezahlten als auch in der unbezahlten Care-Arbeit eine Grauzone darstellt. Indem beide Ökonomie-Konzepte miteinander verglichen werden, und die Wertigkeit und Gewichtung von Produktion und Reproduktion für die gesellschaftliche Lebensqualität betrachtet wird, kann eine Aufwertung von Care-Arbeit gefordert werden.

Seit den frühen 1970er Jahren ist die unbezahlte Care-Arbeit ein zentrales Thema der neuen Frauenbewegung. Feministische Debatten haben mitunter stark die Sozialpolitik geprägt, welche sich verstärkt der sozialen und ökonomischen Diskriminierung der Frauen im Erwerbsleben zuwandte. So wurde ausführlich über die Frage diskutiert, wie Produktion und Reproduktion unter kapitalistischen Verhältnissen zusammenhängen. Anstoß dafür war die Hausarbeitsdebatte, die unbezahlte Haus- und Erziehungsarbeit als lebensnotwendige Arbeit thematisierte (vgl. Winker 2007, S. 17f.). Allerdings gerieten diese Ansätze stärker in den Hintergrund als aufgrund des sogenannten *cultural turn* immer mehr die kulturellen Phänomene das Interesse der feministischen Theorie auf sich zogen (vgl. ebd.). In den 1990er Jahren rückte die unbezahlte Arbeit als Teil der Produktion von Wohlfahrt und Lebensstandard wieder vermehrt in den Mittelpunkt feministischer Ökonomie-Theorie. Dabei wurde eine neue Wertigkeit von Care-Arbeit angestrebt, die sich an der Frage orientierte, welche Rolle die bezahlte und unbezahlte Care-Arbeit für das Wohlergehen und die Lebensqualität von Menschen überhaupt spielt. Die Auseinandersetzung mit dieser Thematik erwies sich allerdings als ein schwieriges Unterfangen, da fast alle modernen Wirtschaftstheorien der Marktlogik folgen, die sich an der Industrialisierung der Güterproduktion und des damit verbundenen Wirtschaftswachstums und an der Warenproduktion orientiert. Alles, was außerhalb dieser Logik wirtschaftlicher Produktivität steht und demnach einer anderen Bewertungslogik unterliegt, wird als „Soziales“ oder „Nicht–Ökonomisches“ (Madörin 2010, S. 84) bezeichnet. Ziel der feministischen Ökonomiedebatte ist die Überwindung des Dualismus zwischen dem Ökonomischen, also der Wirtschaftslogik unter kapitalistischen Marktinteressen, und der anderen Ökonomie, welche die komplette Reproduktionsebene von bezahlter bis unbezahlter Care-Arbeit umfasst.

Das Care-Konzept soll demnach auch hilfreich sein, um heutige Verwertungspraxen aufzuzeigen, die sich vor allem auf den „Wert von Arbeit“ an sich und dessen Verwobenheit in gesellschaftlichen Prozessen konzentrieren. Dabei sind besonders auch die Bedingungen und Interessen von gesellschaftlichen Wertigkeiten näher zu beleuchten. Die Verwertung von Arbeitkraft und deren Bedeutsamkeit ist in allererster Linie den Finanzmärkten und deren Renditen unterworfen. Sie erhöhen den Druck in Bezug auf die Umsetzung der entsprechenden Profite und erlangen somit eine gewisse Eigendynamik (vgl. Winker 2007, S. 25f.). Das heißt für den Reproduktionsbereich, dass vor allem der zeitliche Faktor enorm an Brisanz gewinnt und dessen Qualität der zeitlichen Messbarkeit unterliegt. Erkennbar wird auch, dass sich die betriebliche Organisation der Erwerbsarbeit stark verändert hat. Leitideen sind dabei besonders der Anspruch an Flexibilität und Selbstorganisation. Zu beobachten ist zudem, dass der Bereich prekärer Erwerbsarbeit enorm zunimmt (z.B. Minijobs) und existenzsichernde, bezahlte Arbeitsverhältnisse zur Mangelware werden. Die Auseinandersetzung mit dem Konzept der anderen Ökonomie ermöglicht den scharfen Blick auf den Wandel der „Ware“ Arbeitskraft (vgl. Winker 2007, S. 18). Nach Marx gibt es einen „Doppelcharakter von Arbeit im Kapitalismus“ (Marx 1979 zit. nach Winker 2007, S. 18). Er unterscheidet zwischen Gebrauchswert, der die Erwirtschaftung konkret-nützlicher Güter und Dienstleistungen umfasst, und dem Tauschwert, der dem Gebrauchswert abzüglich der Kosten für Aufrechterhaltung der eigenen Lebenskraft und der Reproduktion neuer Generationen entspricht (vgl. ebd.). Die Besonderheit der Ware Arbeitskraft liegt darin, dass es mit entsprechenden Produktionsmitteln zu einer Produktionssteigerung kommen kann. Folglich erhöht sich dadurch der Tauschwert, der den Wert der Arbeitskraft übersteigt. Wird also ein höherer Tauschwert erzielt als für die Reproduktion der Ware

Arbeitskraft notwendigerweise bezahlt werden muss, so wird ein Ausbeutungsverhältnis sichtbar, d. h. dass Lohnarbeit nicht den Gegenwert der Arbeit widerspiegelt, sondern vielmehr den Wert, der zur Reproduktion der Arbeitskraft notwendig ist. Daraus kann man schließen, dass Reproduktion relativ günstig gehalten werden muss, damit diese in der Logik der kapitalistischen Verwertungsprozesse Raum für Mehrwert bietet (vgl. ebd., S. 18f.). Eine aktuelle Entwicklung in diesem Zusammenhang ist die allgemeine Bedrohung des Lebensstandards aufgrund des Abbaus sozialer Sicherungssysteme. Trotz einer zunehmenden Ökonomisierung von Reproduktionsarbeit zeichnet sich ab, dass Verantwortung für Care-Arbeit vermehrt an die Familien abgegeben wird.

Auf der Mikroebene leistet das Konzept der Care-Ökonomie auch durch Aufzeigen moderner Anforderung an die Vereinbarkeit von Arbeitswelt und Familienentwürfen seinen Beitrag. Es stellt sich die Frage, ob unter heutigen Arbeitsbedingungen überhaupt eine Vereinbarkeit möglich ist. Da sich heute zunehmend Individuen – egal ob Frauen oder Männer – durch eigene Erwerbsarbeit erhalten müssen, gerät gerade der zeitliche Anspruch an die Flexibilität in familiären Konstellationen an bestimmte Grenzen. Winker verweist dabei auf drei Modelle, die moderne Realitäten von Familien erfassen sollen (vgl. Winker 2007, S. 37ff.). Das *ökonomisierte Familienmodell* gilt als zunehmend gleichberechtigtes Modell. In diesem gibt es zumindest einen Durchschnittslohn von zwei ErnährerInnen. Familienpolitisch ist das Ziel, dass nach einem Jahr beide Eltern dem Arbeitsmarkt wieder zur Verfügung stehen. Allerdings gibt es für diese Eltern im Normalarbeitsverhältnis kaum Zeit, die aufwendige Reproduktionsarbeit zu erledigen. Um die pflegerischen Tätigkeiten dennoch abzudecken, wird oftmals eine Migrantin als billige Arbeitskraft eingestellt. Das *prekäre Familienmodell* ist im Vergleich dazu durch nur eine/n Vollzeitarbeitende/n gekennzeichnet, wobei der durchschnittliche Lebensstandard kaum zu halten ist. Dies betrifft vor allem alleinerziehende Mütter. Gegenwart und Zukunft sind dabei von Unsicherheiten und Armutsrisiko geprägt, was v.a. bei Frauen zu einer Doppelbelastung führt. Im *subsistenzorientierten Familienmodell* dagegen ist die Familie als Bedarfsgemeinschaft der staatlichen Hilfe unterworfen. Sie bewegt sich auf einem recht niedrigen finanziellen Niveau, welches ihre Lebenskonzepte stark bedroht. Vor allem die Kinder erfahren wesentliche Nachteile in Bezug auf Bildung/Chancen.

Die Rahmenbedingung für diese Modelle ist die hierarchische asymmetrische Arbeitsteilung, die sich ständig reproduziert. Dabei sind es besonders die Frauen, die einen ungleichen Zugang zu Erwerbsarbeit haben und ein ungleiches Ausmaß an Fürsorgearbeit leisten (müssen). Feministisch orientierte ÖkonomInnen versuchen daher, alternative Wirtschaftsstrukturen zu denken, die Care-Arbeit als lebensnotwendige Arbeit mit einbezieht und deren Erbringung unter menschenwürdigen Umständen ermöglicht. Das Hauptaugenmerk liegt ihnen hierbei auf einer Neuorganisation von Zeit (Arbeitszeitverkürzung, Zeit als Qualitätsaspekt der personennahen Dienstleistungen) und einer Finanzierung, die sich am gesellschaftlichen Wert und nicht am Produktivitätswert einer Arbeit orientiert (gute Bezahlung der personennahen Dienstleistungen, soziale Absicherung, bedingungsloses Grundeinkommen).

Dienstleistungen als Arbeits- und Austauschverhältnis

In *Care Ökonomie* – eine Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaften untersucht die Schweizer Ökonomin Mascha Madörin, wie bereits angesprochen, aktuelle feministische Fragestellungen zum Thema Care-Arbeit bzw. Care-Ökonomie und wendet sich der Frage geeigneter Kategorien und Eingrenzungen des Forschungsfeldes zu. Madörins Ausgangspunkt ist ein UNRISD (United Research Institut for Social Development) Forschungsprogramm zur *Political and Social Economy of Care*[1] in acht Ländern (Argentinien, Nicaragua, Südafrika, Tanzania, Indien, Südkorea, Japan, Schweiz), welches interdisziplinär

1 Madörin hat an dem Forschungsprogramm selbst mitgewirkt.

angelegt ist und vom Konzept des „Care Diamanten“ ausgeht. Die Studie erfasst sowohl bezahlte als auch unbezahlte Care-Arbeit, fragt nach ökonomischen Größenordnungen ebenso wie nach Geschlechterverhältnissen und sozio-ökonomischen, sozialpolitischen und institutionellen Bedingungen, welche den Sektor der Care-Ökonomie strukturieren (vgl. Madörin 2010, S. 84).

Für ihre Analyse zieht Madörin den von Susan Donath eingeführten Begriff der anderen Ökonomie heran und untersucht, inwiefern Arbeitsprozesse im Dienstleistungssektor einer anderen ökonomischen Logik folgen und welche Auswirkungen das auf die Arbeitsproduktivität hat. In ihrem Text arbeitet die Autorin schließlich drei ökonomische Aspekte heraus, welche als Ausgangspunkt eines Zusammendenkens von Ökonomie und der anderen Ökonomie fungieren sollen. Zum einen interessieren sie die Besonderheiten der Arbeitsbedingungen und -verhältnisse im Bereich der Care-Arbeit, zum anderen die Größenordnungen der Care-Ökonomie mit ihrer volkswirtschaftlichen Relevanz, sowie die aktuellen Dynamiken im Bereich der bezahlten Care-Arbeit (vgl. ebd., S. 85f.).

Personenbezogene Dienstleistungen

Bevor näher auf die Besonderheiten von Care-Tätigkeiten eingegangen wird, sollte zunächst festgehalten werden, dass die Definition von Care-Arbeit keineswegs eine festgeschriebene Kategorie darstellt, sondern sich prozesshaft sowohl im wissenschaftlichen Diskurs als auch auf der Alltagsebene produziert und reproduziert. Madörin setzt sich in ihrer Arbeit zwar mit unterschiedlichen Definitionen von Care-Arbeit auseinander, ihrer Darlegung liegt jedoch ein anderer Begriff, welcher in der Mainstream-Ökonomie verwendet wird, zugrunde – sie spricht von „personenbezogen Dienstleistungen“. Diese Definition ist, so die Autorin, näher an dem Begriff der Beziehungsarbeit, als an dem von Care (vgl. Madörin: 2010, S. 87):

> „Die Konnotation von ’Beziehungsarbeit’ hat sich aber im Verlauf der Zeit verändert – weg vom Konzept Arbeit hin zu starker Betonung von der Qualität der Beziehung. Beziehungsarbeit beinhaltet im Unterschied zum Begriff personenbezogene Dienstleistung auch die Idee, dass es Arbeit braucht, um Beziehungen aufrecht zu erhalten: z.B. Weihnachtsfeste oder Parties organisieren, Geschenke kaufen oder Ansichtskarten schreiben“ (Madörin 2010, S. 87).

Besonderheit personenbezogener Dienstleistungen

Was aber unterscheidet personenbezogene Dienstleistungen von anderen Dienstleistungen und der Güterproduktion? Zwar setzen alle Produktions- und Dienstleistungsprozesse Zusammenarbeit und zwischenmenschliche Beziehungen voraus, jedoch betont Madörin, dass es sich bei ihrer Definition von personenbezogener Dienstleistung um Leistungen handelt, welche ohne die Gegenwart der EmpfängerInnen der Dienstleistung nicht möglich wären (vgl. ebd., S. 87). Im Folgenden werden diese von Madörin definierten personenbezogenen Dienstleistungen näher erläutert, da im empirischen Beispiel fallweise darauf zurückgegriffen wird.

Subjekt-Subjekt Beziehungen

Wie im letzten Absatz angesprochen, sind personenbezogene Dienstleistungen unter anderem durch die Bedingtheit der Gegenwart der EmpfängerInnen der Dienstleistung gekennzeichnet. Care-Tätigkeiten setzen in diesem Sinne also eine Subjekt-Subjekt-Beziehung voraus. Der Austausch findet daher, im Gegensatz zum anonymen Markt der Güterproduktion, direkt zwischen den Subjekten, sprich DienstleisterInnen und EmpfängerInnen, statt. Zwischenmenschliche Beziehungen spielen dabei eine wesentliche Rolle und können als Teil des Arbeitsprozesses und des wirtschaftlichen Austausches verstanden werden. Daraus lässt sich schließen, dass die Arbeitszeit, die aufgewendet wird, als Teil der erbrachten Leistung und auch der Qualität zu verstehen ist (vgl. ebd., S. 88):

> „Alle personenbezogen Dienstleistungen, seien es diejenigen einer Ärztin, einer Bergführerin, eines Pflegers, einer Vermögensberaterin, einer Lehrerin oder eines Kleinkinderziehers, setzen unvermeidlich zwischenmenschliche Beziehungen und damit ’Beziehungsar-

beit' voraus, also Subjekt-Subjekt-Beziehungen und nicht Subjekt-Objekt-Beziehungen wie bei der Güterproduktion oder anderen Dienstleistungen" (Madörin 2010, S. 89).

Zwischenmenschlichkeit, Freundlichkeit und Unterstützung setzen Zeit, Energie sowie auch ein Minimum an Beziehungskontinuität voraus, dies beschreibt Madörin am Beispiel ihrer persönlichen Erfahrungen mit ihrer Mutter im Altersheim. Entscheidend ist für die Autorin die Komponente Zeit hier allerdings in ihrer ökonomischen Dimension, denn was im Privaten nicht als Arbeit empfunden bzw. bewertet wird, ist im Kontext der professionalisierten Care-Arbeit ein Kostenfaktor – Zeit muss bezahlt werden (Vgl. ebd., S. 88).

„Empathie und Interesse für den Anderen wurden von den ÖkonomInnen lange Zeit als etwas 'Nicht-Ökonomisches' gesehen und vorwiegend von unbezahlt arbeitenden Frauen erwartet. Altruismus erfordert Zeit und Energie. Zeitmangel kann bei ÄrztInnen, PflegerInnen und TherapeutInnen zum Verlust dieser Motivation führen, weil sie nicht mehr so arbeiten können, wie sie es als gut empfinden – gut für die PatientInnen und gut für sich selbst" (Madörin 2010, S. 89).

In Abgrenzung zur Güterproduktion kann hier abschließend noch festgehalten werden, dass es sich bei Madörins' Definition personenbezogener Dienstleistungen um eine Art des Austausch- und Arbeitsverhältnisses handelt, wo Produktions- und Konsumtionsprozesse nicht getrennt stattfinden (können), sondern ineinander greifen.

Die Frage der Abhängigkeit

Was bedeutet Abhängigkeit im Kontext ökonomischer Überlegungen? Madörin versucht in ihrer Arbeit Charakteristika unterschiedlicher Care-Verhältnisse im Bereich der Care-Ökonomie, welche die Betreuung von Kindern und die Betreuung und Pflege von alten und/oder gebrechlichen Menschen betrifft, aufzuschlüsseln. Sie spricht von einem möglichen Machtgefälle in Bereichen, welche die Intimsphäre betreffen oder wo es zu einem beträchtlichen Wissensgefälle kommt. Einen wesentlich größeren Platz räumt sie jedoch jener Form der Abhängigkeit ein, welche den Bereich der Deckung der Grundbedürfnisse betrifft. Madörin beschreibt dies am Beispiel der täglichen Mahlzeit, welche zwar kein großes Wissensgefälle schafft, jedoch für das Überleben wichtig ist. Jene Menschen, die nicht in der Lage sind sich selbst zu versorgen, sind also auf grundlegende Weise auf andere Menschen angewiesen. Es entstehen Arbeits- bzw. Abhängigkeitsverhältnisse (Kleinkinder, kranke Menschen, alte Menschen etc.), welche unterschiedliche Formen der Verantwortung mit sich bringen können.

„Es fehlen [jedoch] differenzierte ökonomische Begriffe für die Beschreibung dieser unterschiedlichen Care Verhältnisse und Care Arbeiten, nicht zuletzt deshalb, weil in der Mainstream-Ökonomie von der grundlegenden Wahlfreiheit, von der Autonomie des Individuums und von der Anonymität des Austauschprozesses ausgegangen wird" (Madörin 2010, S. 90).

Wahlfreiheit, so Madörin, ist das einzige Menschenrecht, welches in der neoklassischen Ökonomie-Theorie, die vom Markt dominiert wird, vorgesehen ist. Es wird davon ausgegangen, dass Wahlfreiheit und Autonomie jedem auf gleiche Weise zukommen, dass jedes Individuum am Markt dieselben Chancen erhält und denselben Risiken ausgesetzt ist – dass weder Geschlecht, noch Alter, Nationalität, Aufenthaltsstatus, Gesundheit oder Bildung einen beeinflussenden Faktor darstellen. Bezug nehmend auf den Ökonomen und Wirtschaftsnobelpreisträger Amartya Sen stellt die Autorin an dieser Stelle jedoch die Frage nach den ökonomischen Bedingungen für eine solche *faktische Wahlfreiheit*. Die Freiheit der Wahl setzt die reale Möglichkeit zu wählen voraus – beispielsweise aufgrund finanzieller Mittel. Weiters wird die Fähigkeit zu wählen vorausgesetzt, welche zum Beispiel spezifische Kenntnisse oder den Zugang zu Wissen und Leistungen benötigt (vgl. ebd., S. 90).

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass es bei vielen personenbezogen Dienstleistungen zu

Überschneidungen von klar definierten Arbeitshandlungen, Beziehungsarbeit und körperlicher oder emotionaler Hinwendung kommt, dass die Betreuungsperson selbst Teil ihrer Dienstleistung werden kann und dass Wahlfreiheit speziell bei Kindern, Jugendlichen, kranken und/oder gebrechlichen Menschen stark eingeschränkt sein kann.

Komplexität und Prozesshaftigkeit personenbezogener Dienstleistungen

Markttheorien gehen davon aus, dass ein fertiges Produkt eindeutige Eigenschaften besitzt und dass Anbieter dieses Produkt nur dann auf Dauer produzieren, wenn die Produktionskosten durch den Verkauf gedeckt werden bzw. beim Verkauf ein hoher Gewinn erzielt wird, so Madörin. Kurz um, es geht um Effizienz und Kostenminimierung.

> „Der 'freie Markt' vermittelt zwischen frei entscheidenden, voneinander isolierten Individuen einerseits und führt zu technisch und ökonomisch optimierter Produktion von Gütern andererseits. Durch den Markt wird also laut (neoklassischer) Theorie die Frage der Effizienz und Effektivität miteinander verknüpft, sie sind beide Teil der Preisbildung" (Madörin 2010, S. 91).

Genau hier zeigt sich jedoch, dass sich dieses Konzept nicht einwandfrei auf den Bereich personenbezogener Dienstleistungen anwenden lässt. Der Betreuung von beispielsweise Schülerinnen und Schülern liegt ein wesentlich komplexeres Austauschverhältnis zu Grunde, als es bei der Güterproduktion der Fall ist. Während in der Güterproduktion das Verhältnis zwischen Kosten und Ertrag (Effizienz) für die UnternehmerInnen/ProduzentInnen und das Verhältnis zwischen Preis und Nutzen (Effektivität) für die KonsumentInnen zu einem optimalen Ergebnis für beide Parteien führen kann, muss im Care-Sektor zwischen beiden Faktoren unterschieden werden (vgl. ebd., S. 91). Denn es stellt sich die Frage, zu welchem Zeitpunkt über Wirkung, Erfolg oder Misserfolg einer Care-Tätigkeit entschieden werden soll und welche Kriterien beispielsweise ein erfolgreiches Betreuungsverhältnis in der Schule bestimmen. Sollen das gute Noten sein, selbstbewusste SchülerInnen, zufriedene Eltern etc. (vgl. ebd., S. 91)?

Trotz der Unterschiede, was die Arbeits- und Austauschverhältnisse bei personenbezogenen Dienstleistungen betrifft, weisen sie doch eine sehr wichtige Gemeinsamkeit auf. Sie sollen ebenso zuverlässig, präzise und pünktlich ausgeführt werden wie Arbeiten im Bereich der Güterproduktion oder bei anderen Formen der Dienstleistung, müssen jedoch gleichzeitig eine zusätzliche qualitative Komponente aufweisen: „Sie müssen den EmpfängerInnen der Leistung direkt Gefühle von Wohlbefinden und Zufriedenheit vermitteln" (Madörin 2010, S. 88).

Empirische Analyse

In diesem Kapitel soll geklärt werden, ob das Konzept der Ganztagsschule als Aufwertungsstrategie von Care-Arbeit verstanden werden kann. Hierfür werden in einem ersten Schritt anhand einer Broschüre des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur und den Aussagen von BildungspolitikerInnen die Argumentationslinien und die Qualitätsdimensionen auf der Repräsentationsebene analysiert. Im nächsten Schritt wird geklärt, wie diese bildungspolitischen Forderungen an einer ganztägig geführten *Offenen Schule* in Wien praktisch umgesetzt werden.

Bildungspolitische Standpunkte zu ganztägigen Schulformen

Durchführungsbestimmungen und Organisation von Ganztagsschulen basieren in Österreich hauptsächlich auf der Grundlage von Gesetzen und Erlässen, und zwar dem Schulorganisationsgesetz, dem Wiener Schulgesetz, dem Landeslehrer-Dienstrechtsgesetz und dem Aufsichtserlass. Dieses enge Korsett erlaubt nur begrenzte Mitsprache, Mitgestaltung und freie Meinungsäußerung der Lehrpersonen.

Die Broschüre[2] *Empfehlungen zu einer gelungenen Tagesbetreuung* ist der vom Ministerium für Unterricht, Kunst und Kultur herausgegebene Leitfaden für

2 An dieser Stelle muss gesagt werden, dass der Großteil der in der Broschüre erstellten Beiträge von nicht oder nicht mehr in der Praxis stehenden Lehrpersonen stammt. Erfahrungen aus der Praxis im Umgang mit ganztägiger Betreuungsarbeit werden daher nicht sichtbar.

eine qualitätsvolle Tagesbetreuung. Die darin enthaltenen Qualitätskriterien sind gleichzeitig der Maßstab für die Auszeichnung von Schulen mit dem „Gütesiegel für qualitativ hochwertige Tagesbetreuung“ (bm:ukk 2010, S. 2). Die zu erbringenden Arbeiten gliedern sich in mehrere Qualitätsbereiche, basierend auf einem umfassenden Förderkonzept für die Bereiche Freizeit, Lernzeit und Kommunikation. „Mit dem Konzept ’Tagesbetreuung neu’ haben wir eine Qualitätsmarke für Nachmittagsbetreuung an Österreichs Schulen geschaffen…“ (bm:ukk 2010, S. 3). Die Gründe, die für die Einführung von ganztägiger Tagesbetreuung sprechen, so wird in der Broschüre angemerkt, sind vielfältig.

Als Hauptargument wird, neben Bildungsqualität und der Chancengleichheit von SchülerInnen aus bildungsfernen Schichten und Kindern mit Migrationshintergrund, die Entlastung der Eltern angeführt. SchülerInnen haben, so wird erklärt, in der Ganztagsschule die Möglichkeit, unter kompetenter Anleitung Aufgaben zu erledigen und können besser gefördert werden, um gute Voraussetzungen für das spätere Berufsleben zu erhalten. Ein weiterer Vorteil der schulischen Tagesbetreuung wird in dem großen Zeitreservoir gesehen, das die Möglichkeit bietet, sich mit einem Thema länger und intensiver auseinanderzusetzen. Ganztagsschulen sind, so vermittelt die Broschüre, auch ein Ort, an dem soziale und kommunikative Kompetenzen erlernt werden. Der Erwerb von Basiskompetenzen, die Förderung von besonderen Fähigkeiten, Kommunikations- und Kooperationsfähigkeit, interkulturelles Lernen und eine sinnvolle Freizeitgestaltung stehen für ein qualitatives ganztägiges Betreuungsangebot. Von Lehrerinnen und Lehrern wird dabei nicht nur ein hohes Maß an Flexibilität, Verantwortungs- und Einsatzbereitschaft gefordert, sondern auch die vollständige Identifikation mit dem Konzept der ganztägig geführten Schule. „Vom ’Alleskönner’ bis zum (kompetenten) ’Konfliktmanager’ wird ihnen alles zugemutet und abverlangt“ (bm:ukk 2009, S. 12).

Im Mai 2010 fand im Stadtschulrat für Wien ein Symposium zum Thema Ganztagsschule statt. „Es geht hier um mehrere Ziele, wie Vereinbarkeit von Beruf und Familie, Ausgleich sozialer Unterschiede, bestmögliche Förderung aller Kinder, die alle gemeinsam gesehen werden müssen“, argumentierte der Bildungsstadtrat für Wien (Oxonitsch 2010). Die Stadtschulratspräsidentin sprach von der pädagogischen Richtigkeit der Einführung von Ganztagsschulen, um die Kinder optimal fördern zu können. Sie sieht außerdem einen massiven Vorteil für die Kinder, die Eltern, die Wirtschaft und die ArbeitnehmerInnen (vgl. Brandsteidl 2010).

Fazit

Anhand der Argumentationslinien und den umfassenden Forderungskatalogen kommen wir zu der Ansicht, dass der Fokus der ganztägigen Betreuung sich weniger auf die Entlastung der Erziehungspersonen oder die Aufwertung von Care-Arbeit richtet, sondern der Fokus auf einer Optimierung der Leistung der Schülerinnen und Schüler zielt. Qualität der schulischen Ganztagesbetreuung äußert sich in Begriffen wie Förderkultur, Heterogenität der SchülerInnenschaft, innere Differenzierung und Individualisierung, um nur einige zu nennen. Damit wird eine Bildungspolitik, deren Hauptaugenmerk auf dem Erwerb jener Schlüsselkompetenzen liegt, die am Arbeitsmarkt gefragt sind, sichtbar. Ganz im Sinne eines neoliberalen Bildungsbegriffes soll Zeit effizient genützt, der Lernprozess normiert und optimiert werden. Dieser Prozess soll in erster Linie durch qualifiziertes, flexibles, multitasking-orientiertes Lehrpersonal getragen und realisiert werden. Die Entlastung der Erziehungsberechtigten scheint dabei nur ein Nebeneffekt zu sein.

Praxis ganztägiger Schulformen

Nach einer kurzen Einführung in die Bedingungen von Ganztagsschulen, werden die standortspezifische Begründungslogik und der Qualitätsaspekt herausgearbeitet, um die Frage zu klären, wie die Arbeit in ganztägigen Schulformen im Sinne von Care-Konzepten zu bewerten ist. Um die Relevanz des Zeitfaktors zu untersuchen, beziehen wir uns auf die besonderen Logiken personenbezogener Dienstleistung.

Ganztägige Schulkonzepte und Vergütung

Es werden zwei Formen von Ganztagsbetreuung unterschieden. Die verschränkte Form, in der sich Unterricht und Betreuung abwechseln, wird im öffentlichen bildungspolitischen Diskurs als „echte" Ganztagsschule bezeichnet. Als *Offene Schule* wird jene Form bezeichnet, in der die Betreuung im Anschluss an den Unterricht stattfindet. Die Tagesbetreuung hat laut Schulorganisationsgesetz aus folgenden Bereichen zu bestehen: gegenstandsbezogene Lernzeit, individuelle Lernzeit, Freizeit und Verpflegung. Was die Bezahlung betrifft, werden die gegenstandsbezogenen Lernzeiten als eine Stunde der Lehrverpflichtung abgegolten und die individuellen Lernstunden und die Freizeitstunden als eine halbe Stunde der Lehrverpflichtung, d.h. letztere werden nur halbwertig bezahlt. Die Aufsicht während des Mittagsessens wird mit 20,03 € bezahlt (vgl. fcg newsletter: 1/2011). Im Landeslehrer-Dienstrechtsgesetz ist festgeschrieben, dass jene Stunden, die nicht als ganzwertige Stunden der Lehrverpflichtung gelten, von den Lehrpersonen nur freiwillig gehalten werden dürfen. Für diese Stunden können, laut Schulorganisationsgesetz, auch *Erzieher* [sic] oder, wie im Wiener Schulgesetz vermerkt, *Betreuer* [sic] herangezogen werden (SchOG: 53, WrSchG: 2).

Umsetzungsstrategien einer Offenen Schule

Die erforschte Kooperative Mittelschule (ehemals Hauptschule) in Wien wird seit gut 10 Jahren als *Offene Schule* geführt. Das ist jene ganztägig geführte Schulform, bei der der Unterricht und der Betreuungsteil nicht verschränkt sind und die SchülerInnen für einzelne Tage angemeldet sein können. Die Betreuung findet, je nach Betreuungssequenz, in altershomogenen oder altersheterogenen Gruppen bis zu 25 SchülerInnenstatt. Die Gruppengröße von maximal 25 ist im Wiener Schulgesetz festgelegt.

Im Betreuungsteil, inklusive Mittagsaufsicht, arbeiten ausschließlich die am Standort tätigen Lehrpersonen. Für die organisatorischen Aufgaben (Abrechnungen, Anmeldungen, Essensbestellungen, etc.) des Betreuungsteiles sind die Direktion und die Leitung des Betreuungsteils zuständig. Es handelt sich um rein verwaltungstechnische Aufgaben, die zusätzlich je nach der Anzahl der Gruppen abgegolten werden. Die Schulleitung erhält für zusätzlichen Arbeitsaufwand 45,06 € pro Gruppe im Monat und die Leitung des Betreuungsteils 30,06 € pro Gruppe im Monat. (fcg newsletter 1/2011). Dazu kommen noch zwei von der Gemeinde Wien angestellte Köchinnen, die das von einer Cateringfirma gelieferte Essen vorbereiten und ausgeben

Begründungslogik der Schule

Je größer eine Schule, desto besser ist ihr Ruf – so die landläufige Annahme. Der Logik der neoliberalen Wettbewerbsgesellschaft folgend, steht die untersuchte Schule in einem starken Konkurrenzkampf zu den anderen fünf Kooperativen Mittelschulen im Bezirk. Für diese Schule wurde anfänglich durch das Ganztagesangebot die Sicherung des Schulstandortes erwartet, da viele Familien eine Betreuung brauchten und nur wenige Schulen ein Ganztagesangebot hatten. Das hat sich seit der rapiden Zunahme an Ganztagschulen in den letzten Jahren wieder relativiert.

Qualitätsaspekte

Da zwischen den Lehrpersonen und den SchülerInnen ein Abhängigkeits- und Machtverhältnis besteht, bedarf es der nötigen fachlichen und pädagogischen Kompetenz, um ein förderliches Lern-, Arbeits- und Freizeitklima herzustellen. Die fachliche und pädagogische Kompetenz der Lehrpersonen basiert auf den Lehramtsprüfungen, die an den Pädagogischen Hochschulen und ehemaligen Pädagogischen Akademien absolviert wurden. Diese Kompetenz wird nun auch für die gegenstandsbezogenen und individuellen Lernstunden und die gelenkten Freizeitstunden, die an dieser Schule in Form von unverbindlichen Übungen im Rahmen der *Offenen Schule* angeboten werden, eingesetzt. Was die qualitätsvolle Betreuung der ungelenkten Freizeit betrifft, ist keine spezielle freizeitpädagogische Ausbildung erforderlich. Es wird davon ausgegangen, dass Lehrpersonen auf Grund ihrer schulpädagogischen Ausbildung auch freizeitpädagogisch arbeiten können. Es wird ihnen zugetraut,

ihnen „zugemutet“ und „abverlangt“ (vgl. bm:ukk 2009, S. 12).
Die Arbeit basiert auf einem direkten Austausch zwischen den Subjekten, wie zum Beispiel Hilfe beim Lernen und Üben, wobei es zu einem hohen Kommunikationsaufkommen bei einer Gruppengröße von maximal 25 Personen kommt. Die Besonderheiten der Bewertung dieser Arbeit über Leistungs- und Qualitätsparadigmen charakterisiert Madörin wie folgt:

> „Neben fachlicher Kompetenz spielen Beziehungskompetenz und Kommunikation eine wichtige Rolle. Sie sind – das ist zentral – Teil der Leistung und Teil der Qualität der Leistung. Leistungsmessungen und ihre Standardisierung haben bei personenbezogenen Dienstleistungen daher enge Grenzen“ (Madörin 2010, S. 89).

Gehen wir von der Logik der personenbezogenen Dienstleistung aus, so ist es fragewürdig, warum die individuellen Lernzeiten, also die Stunden, in denen die Aufgaben zu erledigen sind, nur halbwertig bezahlt werden, wenn Kommunikation als Teil der Qualität zu sehen ist.

Umgang mit der Zeit: Auf- und Abwertungsprozesse
Das Wiener Schulgesetz legt fest, dass in der Zeit von 8:00 bis maximal 18:00 Unterricht beziehungsweise Betreuung abzuhalten ist. Die untersuchte Schule hat von Montag bis Donnerstag von 8 Uhr bis 16 Uhr 30 und Freitag von 8 Uhr bis 15 Uhr 30 geöffnet. Die Zeit ist geregelt durch das Wiener Schulgesetz und den Stundenplan, der Unterrichts- und Betreuungsarbeit strukturiert in Mittagsaufsicht, Lern- und Freizeitstunden.
Nach der Logik der personenbezogenen Dienstleistung ist Zeit ein Teil der Leistung und daher auch der Qualität. Der Faktor Zeit ist daher auch eine zentrale Größe bei ganztägig geführten Schulen. Die Betreuung soll „zuverlässig, präzis und pünktlich“ erfolgen und „Gefühle von Wohlbefinden und Zufriedenheit“ vermitteln (vgl. Madörin 2010, S. 88). Stunden im Betreuungsteil dürfen daher, so ist es im Schulorganisationsgesetz festgelegt, im Gegensatz zu Randstunden des Unterrichts, nicht ausfallen (Ausnahme: zwei Mal pro Semester für Noten- und pädagogische Konferenzen). Daher kommt es zu einem erhöhten Supplieraufwand[3]. An dieser Schule wurde ein Bereitschaftsdienst (1 Nachmittag pro Woche für jede Lehrperson) eingerichtet und im Stundenplan werden sogenannte Fenster (Freistunden) gesetzt, um Suppliermöglichkeiten zu schaffen. Das enge Zeitkorsett hat zur Folge, dass Teambesprechungen und Kurzkonferenzen in der ersten Stunde abgehalten (Unterrichtsentfall) werden – sonst wäre das erst nach 16:30 möglich. Besprechungen finden oft informell, in Freistunden, während einer Pause oder beim gemeinsamen zur Klasse-Gehen statt. Beim Planen und Organisieren von Projekttagen und Lehrausgängen muss die Zeit des Mittagessens oder die zeitgerechte Bestellung eines Lunchpaketes mitgedacht werden. Mehrstunden durch Projekte oder geblockte Stunden, z. B. im Sportunterricht, wurden früher ausgeglichen indem dafür zu einem anderen Zeitpunkt Randstunden entfallen sind. Diese Flexibilität ist in ganztägigen Schulen nicht möglich oder nur unter unentgeltlicher Mehrarbeitszeit der Lehrpersonen. Durch den Betreuungsteil kommt es zur Zeitausweitung der Lehrpersonen, sie sind länger an der Schule, wo ihnen als einziger Ort die beiden Konferenzzimmer, die zugleich als Rückzugs-, Erholungs-, Kommunikations- und Arbeitsraum fungieren, zur Verfügung stehen. Der Betreuungsteil wird mitgeplant bei der Erstellung der Lehrfächerverteilung und des Stundenplanes und ist gegliedert in verschiedene Aufgabenbereiche.

> „Schulische Tagesbetreuung ist ein wichtiger Teil eines pädagogischen Gesamtkonzeptes am jeweiligen Standort, sie darf keineswegs – wenn es sich um die „offene Form“ handelt – ein auf den Vormittagsunterricht aufgestülptes Zusatzangebot sein, ein Fremdkörper im Organismus Schule“ (bm:ukk 2009, S. 6).

Diese klar definierten Dienste unterscheiden sich in ihrem Wert, das wird durch die unterschiedliche Bezahlung sichtbar. Es kommt zu einer unterschiedlichen Bewertung von Arbeit bei gleichem zeitlichen Aufwand und Energieeinsatz (Problem der Messbar-

3 Supplieren ist die in Österreich übliche Bezeichnung für Vertretungsstunden im Falle der Dienstverhinderung einer Lehrperson.

keit der Energie). Einer Unterrichtsstunde wird eine Vor- und Nachbereitungszeit zugerechnet. Welche Besonderheit hat individuelle Lernzeit und ungelenkte Freizeit? Gleich ist der Zeitaufwand. Freizeitpädagogische Reflexion und Planung werden nicht in Betracht gezogen. Betreuung in der Freizeit, Mittagsaufsicht halten und Unterstützung beim Erledigen der Aufgaben wird daher weniger Wert beigemessen – und das bei Gruppengrößen bis 25 SchülerInnen. Das heißt, es wird davon ausgegangen, dass diese Stunden nicht vor- und nachbereitet werden müssen und daher unterbewertet sind, ganz in der markwirtschaftlichen Denkstruktur und nicht in der Logik personenbezogener Dienstleistung, die den Faktor Zeit als Teil von Leistung sieht.

Fazit

In der Praxis der Ganztagesschule kommt es insofern zur Aufwertung von unbezahlter Care-Arbeit, indem sie institutionell und damit bezahlt stattfindet. Zeit und Energie werden (allerdings schlecht) bezahlt im Verhältnis zu ihrer ökonomischen Dimension. Außerdem werden mehr Lehrpersonen benötigt, das heißt, dass durch die Ausweitung der ganztägigen Schulformen mehr Arbeitsplätze in diesem Sektor entstehen. Wenn wir davon ausgehen, dass Zeit ein Teil der Leistung und damit auch der Qualität ist, dann wird der geleistete Zeitaufwand der Mittagsaufsicht, der individuellen Lernzeit und der ungelenkten Freizeit anders bewertet und folgt damit nicht dem Zeitprinzip, das für personenbezogene Dienstleistungen wesentlich ist. Das führt wiederum zu einer schlechteren Bezahlung und damit zur Abwertung der Arbeitszeit von Lehrpersonen, und zwar vor allem von Frauen, da es zum überwiegenden Teil Frauen sind, die in der zusätzlichen Betreuung arbeiten. Das per Gesetz verordnete Ungleichgewicht zwischen Lern- und Freizeit spiegelt sich wieder in den Stundenplänen des Betreuungsteiles. Es wird klar, dass nur ganz wenig Zeit für ungelenkte Freizeit, für zweckfreies Spielen bleibt, denn der Großteil der Stunden besteht aus Lerneinheiten. Deren klar definierte Ziele sollen die Humanressourcen, in dem Fall SchülerInnen, mit ausreichenden „Schlüsselqualifikationen“ und „Kompetenzen“ ausstatten (vgl. bm:ukk 2009). Es kommt zu Leistungsoptimierung durch die Ausweitung der Lernzeit, um Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu maximieren und nicht zuletzt, um den Wirtschaftsstandort Österreich abzusichern.

> „Die positiven Effekte von Ganztagsschulen sind vielfach belegt: So wurde bereits bei der PISA-Studie eine allgemein leistungssteigernde Wirkung von Unterrichts- und Lernstunden in der Schule nachgewiesen und auch die OECD weist darauf hin, dass Leistungen und Kompetenzen der SchülerInnen steigen, wenn sie mehr Lernzeit in der Schule verbringen“ (Oxonitsch 2010).

Ergebnisse der Arbeit

Im folgenden Kapitel werden die Ergebnisse unserer Untersuchung noch einmal zusammengefasst, um daraus die Antwort(en) auf unsere Forschungsfrage abzuleiten.

Unsere Forschungsfrage lässt sich in zwei Teilaspekten beleuchten:

- Inwieweit ist das Konzept der Ganztagsschule als ein emanzipatorisches im Sinne der Aufwertung von Care-Arbeit zu verstehen?
- Kann es als erfolgreiche Gegenstrategie zur kapitalistischen Marktlogik gefasst werden?

Auf- und Abwertungsprozesse von Care-Arbeit

Wie im Kapitel *Empirische Analyse* sehr deutlich wird, erhält die Planung und Organisation von Care-Tätigkeiten große Aufmerksamkeit von der sie anbietenden staatlichen Seite. Gesetze und Richtlinien stecken den Rahmen ab, in dem qualitativ hochwertige Arbeit geleistet werden soll. Es lässt sich also schlussfolgern, dass der Ausbau der Ganztagesbetreuung durchaus eine Aufwertung von Care-Arbeit darstellt. Die pädagogische Betreuung von Kindern und Jugendlichen unter fachlich ausgebildeter Leitung und in Gruppen, die je nach Thematik altershomogen oder -heterogen sind, stellen sowohl eine finanzielle wie auch eine qualitative Aufwertung der Zeiteinheiten dar, die sonst höchstwahrscheinlich unbezahlt und ohne entsprechendes pädagogisches Hintergrundwissen stattfänden. Elternteile, die durch Betreuungs-

pflichten gebunden waren, werden dadurch frei, sich der persönlichen Entwicklung oder dem Erwerbsarbeitsmarkt zu widmen. Somit generieren sie einen finanziellen Mehrwert, der den der individuellen Betreuung übersteigt. Die Aufwertung der Care-Arbeit erfolgt somit anhand zweier Stränge: dem finanziellen Mehrwert und der erhöhten Qualität der Arbeit.

Doch diese Aufwertung der Care-Arbeit erfolgt auf Kosten derjenigen, die sie leisten. Das zeigt sich in den offiziellen Äußerungen und den gesetzlichen Regelungen. Die Beschreibung dessen, was im Rahmen der möglichen Zeit von den Lehr- und Betreuungspersonen geleistet werden soll, liest sich selbst für die verschränkte Form der Ganztagesschule nahezu utopisch. Für die von uns untersuchte Form der ganztägig geführten *Offenen Schule* stellt sich das Maß der zu leistenden Aufgaben undenkbar dar. Die Arbeitsbedingungen, dass auch in der Nachmittagsbetreuung nur eine Betreuungsperson auf eine Gruppe von bis zu 25 Kindern kommt, lässt die geforderte und hoch gelobte individuelle Förderung kaum zu. Zudem wurde im vorherigen Kapitel detailliert ausgeführt, dass die Rahmenbedingungen zur Durchführung der *Offenen Schule* auf Kosten der dort arbeitenden Lehrpersonen gehen – ein Mehr an Anwesenheitspflicht und Stunden, die nicht ausfallen dürfen sowie an Organisationsaufgaben, verbunden mit geringen Rückzugsmöglichkeiten und einer real schlechteren Bezahlung der einzelnen Zeiteinheiten.

Diese Erkenntnis führt zu dem zweiten Teilaspekt der Forschungsfrage. Wie im Kapitel *Theoretischer Hintergrund* bereits ausgeführt, wird unter kapitalistischer Marktlogik die Bewertung einer gewissen Arbeit anhand ihres produktiven Mehrwertes verstanden. In der Theorie und Praxis führt dies dazu, dass lebens- und gesellschaftlich notwendige Care-Tätigkeiten am unteren Ende des Maßstabes zu finden sind. Dies zu ändern und den wirtschaftstheoretischen und -praktischen Blick zu erweitern, ist mitunter Ziel der Ansätze der Care-Ökonomie. Die Planung und Umsetzung der Ganztagesschule in Wien kann den bisherigen Ausführungen nach aber nicht im Sinne einer Gegenstrategie aufgefasst werden. Zu offensichtlich ist der Einfluss der marktorientierten Verwertbarkeitsaspekte. Denn die Debatten um die Aufwertung von Care-Arbeit führen in Theorie und Praxis nicht an der Frage vorbei, wie Care-Arbeit „messbar" gemacht wird und werden soll. Um Care-Tätigkeiten in der bestehenden Markt- und Verwertungslogik entsprechend zu bezahlen, müssen sie greifbar und quantifizierbar gemacht werden. Welche Schwierigkeit das ist, wurde im Kapitel *Dienstleistungen als Arbeits- und Austauschverhältnis* intensiv ausgeführt.

Ein Punkt, der sich durch alle Ebenen zieht, ist der Ruf nach qualitativ hochwertiger Care-Arbeit. Was jedoch von marktkapitalistischer Seite wie auch von Ansätzen der Care-Ökonomie eher schwammig bleibt, sind Kriterien nach denen qualitative Care-Arbeit messbar gemacht wird. Die Kritik von feministischen ÖkonomInnen, dass Care-Arbeit sich nicht in marktkapitalistische Strukturen pressen lässt, bleibt ohne einen wirklichen Gegenentwurf. Dies führt dazu, dass Ansätze, die potentiell zur Aufwertung von Care-Tätigkeiten dienen könnten, sich des einzig quantifizierbaren Mediums bedienen – der Zeit. So kommt es, dass eine Zeiteinheit je nach Tätigkeit unterschiedlich gewertet und entlohnt werden kann, ohne die Eigenheiten von Care-Tätigkeiten, wie sie Madörin beschreibt, zu berücksichtigen oder zu erfassen.
Die hierin liegende Problematik ist, dass der Faktor Zeit die Art der Care-Tätigkeiten nur unzureichend abbildet. Wie sonst erklärt sich die unterschiedliche Berechnung der Vergütungen in der untersuchten *Offenen Schule*. Es ist pädagogisch weder sinnvoll noch logisch herzuleiten, dass geleitete und offene Lernzeiten weniger Vorbereitung bedürfen als Unterrichtsstunden. Offen bleibt, welche Alternative denkbar wäre, da sich Care-Arbeit in ihrer Logik anderen Quantifizierungen als Zeit entzieht. Zu viele Variabeln sind nicht plan- oder erfassbar. Hierzu zählen unvorhergesehene Krankheitsschübe in der Pflege oder Gruppendynamiken in Lehr- und Lernsituationen.
Ein weiterer Punkt, warum die *Offene Schule* nicht als Gegenstrategie zu kapitalistischen Marktlogiken fungieren kann, ist die Art der Begründungen um ihre

Einführung. Die ‚frei werdenden' Eltern sollen sich der Erwerbsarbeit widmen, die in der Ganztagsschule geförderten Kinder die besten Qualifikationen für den Arbeitsmarkt mitbringen, fachlich, persönlich und sozial kompetent. Milieuspezifische soziale Benachteiligungen sollen ausgeglichen werden. Gerade die offene Form der Ganztagesbetreuung, in der die Unterrichts- und Betreuungsstunden nicht verschränkt sind und Kinder tageweise zur Nachmittagsbetreuung angemeldet werden, kann aber dazu führen, dass das Erkennen von Betreuungsbedarf den Erziehungsberechtigen auferlegt und somit subjektiviert wird. Das erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass milieuspezifische Organisationsformen von privater oder informeller Betreuung sich weiter durchsetzen und so gerade diejenigen Kinder, die Hauptzielgruppe obiger Argumentation sind, nicht in deren Nutzen kommen. Die ideelle Ausrichtung der Begründungen für die Einführung von Ganztagsschulen hat Persönlichkeitsentfaltung, wie sie im Care-Konzept gedacht ist, nicht als Hauptziel, sondern diese läuft wenn überhaupt nebenbei.

Genderaspekte

Die bestehenden Wirtschaftsverhältnisse gehen von einer geringen Wertung/Anerkennung „weiblicher" Care-Tätigkeiten aus, da diese nur einen geringen Produktivitätswert (i.S. von Marx) aufweisen. Das untersuchte Beispiel einer ganztägig geführten Offenen Schule zeigt, dass die Aufwertung von Care-Tätigkeiten durch die Verlagerung aus dem Privaten an professionell geschultes Personal – also eine strukturelle Aufwertung „weiblicher Arbeit" nicht unbedingt eine direkte Aufwertung „weiblich besetzter" Arbeiten bedeutet. Lehrberufe werden zu einem Großteil von Frauen ausgeübt. Eine absolute Ausweitung der Arbeitszeit sowie gestiegenen Arbeitsanforderungen bei gleichbleibender und tendenziell geringerer Entlohnung stellt in unseren Augen letztendlich eine Abwertung des Lehrberufes und somit bezahlter Care-Tätigkeiten dar.

Literatur

Madörin, Mascha (2010): Care Ökonomie – eine Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaften. In: Bauhardt, Christine/ Çaglar, Gülay (Hg.): Gender and economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie. Wiesbaden, S. 81-104.

Voß, Günther G. (2007): Subjektivierung von Arbeit und Arbeitskraft. Die Zukunft der Beruflichkeit und die Dimension Gender als Beispiel. In: Aulenbacher, Brigitte/ Funder, Maria/ Jacobsen, Heike/ Völker, Susanne (Hg): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft, Wiesbaden, S. 97-113.

Winker, Gabriele (2007): Traditionelle Geschlechterordnung unter neoliberalem Druck. Veränderte Verwertungs- und Reproduktionsbedingungen der Arbeitskraft. In: Melanie Groß & Gabriele Winker (Hg.): Queer-|Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse. Münster, S. 15-49.

Internetverzeichnis

Brandsteidl, Susanne: Stadtschulrat für Wien. URL: http://www.stadtschulrat.at/aktuell/detid142/off10 (letzter Zugriff 6.7.2011)

Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur 2009: Empfehlungen für gelungene schulische Tagesbetreuung. URL: http://www.bmukk.gv.at/medienpool/16215/stb_empf.pdf (letzter Zugriff am 6.7.2011)

Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur 2010: Kompetenzzentren für schulische Tagesbetreuung. URL: http://www.bmukk.gv.at/medienpool/19779/stb_kompetenzzentren.pdf (letzter Zugriff am 6.7.2011)

Landeslehrer- Dienstrechtsgesetz: URL: http://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung. wxe?Abfrage=Bundesnormen& Gesetzesnumer =10008549 (letzter Zugriff am 6.7.2011)

Oxonitsch , Christian: Archivmeldung der Rathauskorrespondenz. URL: http://www.wien.gv.at/rk/msg/2010/0203/008.html (letzter Zugriff am 5.7.2011)

Schulorganisationsgesetz: URL: http://www.jusline.at/Schulorganisationsgesetz_(SchOG)_Langversion. html (letzter Zugriff am 6.7.2011)

Wiener Schulgesetz: URL: http://www.wien.gv.at/recht/landesrecht-wien/rechtsvorschriften/html/ i8000000. htm?S0=schulgesetz (letzter Zugriff am 6.7.2011)

fcg newsletter: URL: HYPERLINK „http://www.fcg-wien-aps.at/files/medien/nl01_abgeltungen_im_bbetreuungsteil_und_wegfall_des_schulbuchselbstbehaltes.pdf“ http://www.fcg-wien-aps.at/files/medien/nl01_abgeltungen_im_bbetreuungsteil_und_wegfall_des_schulbuchselbstbehaltes.pdf (letzter Zugriff am 6.7.2011)

Care without Revolution!?

Kommentar von Bettina Haidinger

Der Beitrag „Care without Revolution“ nimmt sich die Beantwortung zweier Fragestellungen vor, die gar nicht so leicht gemeinsam zu beantworten sind. Einerseits wird aus einem Blickwinkel der feministischen Ökonomie die mögliche Aufwertung von Care-Arbeit durch ihre Kommodifizierung und im konkreten Fall das emanzipatorische Potential von Ganztagsschulen behandelt. Andererseits stellen sich die Autorinnen die grundsätzliche Frage, ob der Aufbau und die Inanspruchnahme dieser Ganztagesschulen eine erfolgreiche Gegenstrategie sind, der kapitalistischen Marktlogik entgegenzuwirken.

1) Hier wird ein nicht zu lösender Widerspruch virulent: Die Kommodifizierung[1] von Tätigkeiten – auch der Care-Ökonomie – führt nicht zu einem *Ausbruch aus der kapitalistischen Verwertungslogik.* Im Gegenteil, sie führt zu ihrer Konsolidierung bzw. zu einer Umorganisation innerhalb des kapitalistischen Systems. Die monetäre Aufwertung von Care-Arbeit kann kein Ausweg aus der kapitalistischen Verwertungslogik sein. Hier wäre die Entwicklung von Utopien gefragt, die die kollektive Organisation von Care-Arbeit beinhalten, ohne sie zu kommodifizieren. Das würde die gesellschaftliche Umverteilung von *Zeit* implizieren: Wer kann über bezahlte oder unbezahlte Arbeitszeit verfügen und wer kann über Freizeit verfügen? Eine radikale Umverteilung der Zeitnutzung könnte eine egalitärere Aufteilung von Tätigkeiten zur Folge haben. Soviel zur Utopie.

2) Eine *pragmatische „systemimmanente“ Lösung der Aufwertung von Care-Arbeit* mag ihre Kommodifizierung bedeuten. Dabei ist es allerdings wichtig zu betonen, dass entsprechende finanzielle Mittel für die Bezahlung von Care-Tätigkeiten zur Verfügung gestellt werden müssen. Dies wiederum würde eine Umverteilung von monetären Ressourcen, also *Geld*, implizieren müssen, da Geld, Vermögen und Einkommen extrem polarisiert verteilt sind – und zwar logischerweise nicht nur zwischen unteren und oberen Einkommensschichten, sondern auch zwischen Frauen und Männern. Die öffentliche Hand kann diese Umverteilung von monetären Ressourcen übernehmen (und tut es auch!) und selbst als Arbeitgeber für Care-ArbeiterInnen in Erscheinung treten. Die Bereitstellung öffentlicher Güter – also die öffentliche Finanzierung von Care-Arbeit – hat Auswirkungen auf die Abnahme von unbezahlter und privat erbrachter Care-Arbeit. Diese wird durch ihre öffentliche Kommodifzierung aus dem Privaten herausgenommen und entindividualisiert. Folglich birgt aus meiner Warte die Kommodifizierung von Care-Arbeit – und in concreto die grundsätzliche Zurverfügungstellung der ganztägigen Betreuung von Personen, für die gesorgt werden muss – emanzipatorischen Charakter in mannigfacher Weise: Durch die Entlastung von unbezahlter Arbeit können Zeitressourcen für Freizeit oder Erwerbstätigkeit frei gemacht werden. In einer Gesellschaft, die sich sehr stark über bezahlte Arbeit identifiziert, bedeutet der Einstieg in die Erwerbsarbeitswelt einen „Aufstieg“. Darüber hinaus hat die persönliche Verfügungsgewalt über materielle Ressourcen (nämlich den Lohn) eine Stärkung der Verhandlungsposition innerhalb eines Haushaltes zur Folge. Versorgung wird außerdem einer öffentlichen Debatte um das „Wie“ der Versorgung zugeführt: Unter welchen Bedingungen soll wer und mit welchen Qualitätsansprüchen und Zielen Reproduktionsarbeit leisten?

Susan Himmelweit (vgl. Himmelweit 2007) spricht auch davon, dass die *Kommodifizierung* oder Ver-

1 „Kommodifizierung“ bedeutet, eine Tätigkeit zur Ware zu machen und sie gegen monetäres Entgelt zu veräußern.

gesellschaftung von unbezahlten Care-Tätigkeiten in marktvermittelter Weise oder öffentlich bereitgestellt *Produktivitätsgewinne* generiert. Durch das Ausnutzen der „Economies of Scale" kann für mehrere Personen gleichzeitig gesorgt werden oder Infrastruktur gemeinsam genutzt werden. Jedoch stößt die Produktivitätssteigerung von Care-Arbeit an ihre Grenzen und ist notwendigerweise limitiert – wie auch die Autorinnen feststellen. Möglichst großer Output pro Zeiteinheit kann nicht zum alleinigen Maßstab der Effizienz von Care-Arbeit werden. Himmelweit führt den Produktivitätsmaßstab der „maximum socially acceptable productivity" ein, mit dem die Effizienz bei der Bereitstellung von Care *gesellschaftlich definiert und ausgehandelt* werden muss und der Qualität von Care-Tätigkeiten Rechnung getragen werden soll.

3) Ein wesentlicher Aspekt zur Beantwortung der Frage nach dem emanzipatorischen Charakter der Kommodifizierung von Care-Arbeit hängt mit den beiden oben angeführten Punkten (Höhe der zur Verfügung gestellten monetären Ressourcen und Grenzen der Produktivitätssteigerung) zusammen: Wie ist es um die *Arbeitsbedingungen* im Care-Sektor bestellt? Deren Ausgestaltung umfasst Bezahlung, Arbeitszeiten, Karriereperspektiven, Mitsprache und Mitbestimmung bei der Arbeitsgestaltung, Weiterbildungsmöglichkeiten etc. Das angeführte Beispiel der ganztägigen Schulbetreuung deutet eher auf eine Verschlechterung der Arbeitsbedingungen hin: LehrerInnen werden verpflichtet zur Ganztagesbetreuung und es kommt zu Lohneinbußen und somit zur Abwertung von Betreuungstätigkeiten im Vergleich zu Lehrtätigkeiten. Hier stellt sich also die Frage, wie gewährleistet werden kann, dass hier „high quality" und gut bezahlte (und jedenfalls nicht im Vergleich zu Lehrtätigkeiten minder bezahlte) Arbeitsplätze geschaffen werden können.

4) Ein nächster wichtiger Aspekt bei der Bereitstellung von Care-Arbeit, die wiederum Auswirkungen auf die Qualität der Arbeitsbedingungen und der Arbeitsleistung hat, ist der *intersubjektive Charakter* dieser Art von Arbeit. Sie ist gekennzeichnet durch interaktive Prozesse zwischen Betreuenden und Betreuten. Es geht nicht nur um „Betreuen" von passiven Wesen und deren Versorgung und Erziehung, sondern auch um die Miteinbeziehung der (in diesem konkreten Fall) Kinder in die Gestaltung ihrer Lebenszeit.
Darüber hinaus ist eine 4er Konstellation von SchülerInnen – Lehrperson – Eltern – Auftraggeber/Finanzier direkt betroffen von der Einführung der Ganztagesschule: Haben die involvierten Personen alle die gleichen Interessen? Unter der Annahme, dass es genügend finanzielle Ressourcen gibt: möglicherweise ja; unter der (realistischeren) Annahme, dass es zu wenig Ressourcen gibt, werden Verteilungskonflikte um die Kompensation der Betreuung auftauchen. Außerdem gibt es möglicherweise unterschiedliche „ideologische" Standpunkte in Bezug auf pädagogische Konzepte, die sich quer durch diese Positionen von SchülerInnen, LehrerInnen und Eltern ziehen.

Die Autorinnen kritisieren, dass es in der ganztägigen Schulbetreuung stark um die „Optimierung der Leistung der SchülerInnen" geht, d.h. zugespitzt formuliert um ihre Zurichtung zum Funktionieren innerhalb einer kapitalistischen Verwertungslogik. Gleichzeitig bedeutet aber die Übernahme dieser Verantwortung durch die Schule auch eine Entlastung der Eltern, sich weniger um die schulische Leistung der Kinder kümmern zu müssen und auch einen egalitäreren Zugang zum Bildungssystem. Dass die Betreuungsarbeit „präzise, pünktlich und kontinuierlich" zu erfolgen hat, impliziert ebenfalls eine Entlastung der Eltern. Es ist wesentlich, dass die Institution für das Stattfinden der Betreuung sorgt und wirkt der Individualisierung des Betreuungsausfalls entgegen. Insofern kann von einem Elternstandpunkt sehr wohl der emanzipatorische – im Sinne von entlastende und unbezahlte Betreuungszeit umverteilende – Charakter dieser Care-Tätigkeit hervorgestrichen werden. Ohne jedoch die Perspektive der ArbeitnehmerInnen (der Care-ArbeiterInnen) und ihre Arbeitsbedingungen oder die Perspektive der im Betreuungsverhältnis stehenden Kinder und die Qualität der Versorgungsarbeit zu berücksichtigen, wird der emanzipatorische Charakter der Ganztagsschule wohl lückenhaft bleiben.

Literatur

Himmelweit, Susan (2007): The Prospects for Caring: Economic Theory and Policy Analysis. In: Cambridge Journal of Economics 31(4), S. 581-598.

Pimp Your Brain!

Janine Fischer, Tom Gilady, Elisabeth Günther, Manuela Stein

Hintergrund

Das Gehirn und seine künstliche Optimierung gewinnen in der heutigen, so genannten „Leistungsgesellschaft“ immer mehr an Popularität. Unser Gehirn und seine optimierte Funktionsfähigkeit scheinen von besonders hoher gesellschaftlicher Relevanz zu sein, dies gilt nicht nur für Forschung und Politik, sondern betrifft auch die individuelle Ebene. Auf der Grundlage neurowissenschaftlicher Forschung und pharmazeutischer Entwicklungen soll in diesem Zusammenhang durch spezifische Interventionen das Gehirn „auf Höchstleistung“ gebracht werden. Dies sollte durch hochwirksame Substanzen, welche die kognitive Leistung verbessern, gelingen. Zwei Beispiele hierfür sind Ritalin, ein Amphetamin, das Leistungssteigerung und Wachheit fördert, und Prozac, ein Antidepressivum. Beide Medikamente sollten ursprünglich zur Heilung spezieller Krankheitsbilder dienen: Ritalin zur Behandlung von ADHS-PatientInnen (Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsyndrom, Stix 2010) und Prozac zur Beseitigung von Depressionen, Zwangs- und Essstörungen (Blum/Stracuzzi 2004).

Aktuelle Untersuchungen zeigen, dass der Gebrauch von Ritalin und ähnlichen Substanzen jedoch immer mehr auch bei „psychisch gesunden“ Menschen zunimmt, um etwa effizienter zu lernen oder länger arbeiten zu können. Verschreibungen von z.B. Ritalin steigen stetig, die Nachfrage nach solchen „Lifestylepillen“, so die Ärzte und Ärztinnen, boomt.[1] Das Stichwort ist Neuro-Enhancement (NE), d.h. die gezielte Verbesserung der Hirnleistung bei gesunden Menschen. Dies eröffnet u.a. die Debatte über den ethischen Aspekt solcher „Gehirnoptimierungen“ und zeigt deutlich die Richtung, in welche pharmakologische und technisch-operative Gehirninterventionen zu gehen scheinen. Die Grenzziehungen zwischen der Einnahme von Neuro-Enhancern aus gesundheitlichen Gründen und dem Missbrauch dieser Medikationen zur Leistungssteigerung bei an und für sich „gesunden“ Menschen werden laut der Wissenschaftlerin Petra Schaper-Rinkel immer unklarer, denn

> „wenn Unglück mit Glückspillen behandelt wird, psychische Störungen auf pharmakologischem Weg beseitigt werden sollen, emotionale und kognitive Unzulänglichkeiten ausgeglichen und Sozialverhalten angepasst werden (…), dann wird die gesellschaftliche und individuelle Verfügbarkeit über Wohlbefinden, Leistungsfähigkeit und soziale Kompatibilität neu verhandelt. (Schaper-Rinkel 2011, S. 10 f.)“

Schaper-Rinkels Ansicht nach sind die Anwendungen hochspezifisch geworden und dienen nicht mehr primär medizinisch-therapeutischen Zwecken. Das Wissen um die Manipulierbarkeit des Gehirns, so Schaper-Rinkel, hat zugenommen, was wiederum dazu führt, dass die Menschen aktiv, nach solchen Substanzen fragen. Der Gebrauch/Einsatz von Neuropharmaka scheint mit bestimmten Lebensbedingungen und Lebenslagen verbunden zu sein (vgl. Schaper-Rinkel 2007).

Dies machen auch aktuelle Studien deutlich. So zeigen deutsche Umfragen, dass ein bis zwei Prozent der Berufstätigen rezeptpflichtige Medikamente zur beruflichen Leistungssteigerung einsetzten.[2] Eine andere Erhebung, die von der Deutschen Angestell-

1 http://derstandard.at/1302745584749/Lifestylepille-Ritalin-Gefaehrliches-Hirndoping, online 28.05.2011

2 http://www.aerztezeitung.de/medizin/fachbereiche/neurologie_psychiatrie/article/ 577679 /gehirndoping-deutschland-immer-beliebter.html, online 29.05.2011

ten Krankenkasse (DAK) durchgeführt wurde, zeigte, dass von 3000 befragten ArbeitnehmerInnen zwischen 20 und 50 Jahren circa fünf Prozent angaben, schon einmal Medikamente ohne medizinische Indikation zur Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit oder Verbesserung ihres Wohlbefindens eingenommen zu haben, zwei Prozent von ihnen tun das regelmäßig.[3] Auch bei Studierenden scheint der Trend, leistungssteigernde Mittel zu nehmen, beliebt geworden zu sein. In den USA greifen laut einer Studie ca. 25 Prozent der Studierenden vor Prüfungen zu Medikamenten.[4] In Deutschland wurde eine Befragung bezüglich Antidepressiva der Techniker-Krankenkasse (TK) gemacht. Deutsche StudentInnen zwischen 20 und 34 Jahren gehen seltener zum Arzt/zur Ärztin als Erwerbstätige in ihrem Alter und auch hinsichtlich der Art der Medikation gibt es Unterschiede: Bei 130.000 Versicherten wurde festgestellt, dass Antidepressiva unter Studierenden wesentlich häufiger verschrieben werden als in vergleichbaren Altersgruppen und die StudentInnen erhalten durchschnittlich fünf Tagesrationen Antidepressiva verschrieben, Erwerbstätige dagegen durchschnittlich nur 3,5 Tagesrationen. Genaue Prozentzahlen österreichischer und deutscher Studierender bezüglich der Einnahme von Substanzen wie Ritalin sind schwer auffindbar. Beobachtungen jedoch zeigen, dass beispielsweise in Internetforen unter den Studierenden durchaus Informationsaustausch bezüglich leistungsfördernder Mittel stattfindet.[5]

Eigene Untersuchung: Fragestellung

Untersuchungen und Debatten über die „gedopten StudentInnen“ gaben uns den Anreiz, Wiener Studierende zum Thema Gehirnoptimierung und Hirndoping mittels Interviews zu befragen. Uns interessierte ihre Meinung zu Neuro-Enhancement (NE), die Bedingungen, die zu einer stärkeren Verbreitung von NE führen, und die möglichen gesellschaftlichen Konsequenzen, die sich daraus ergeben könnten. Kurz gesagt, wir wollten herausfinden, entlang welcher ethischen Überlegungen die Legitimität von NE verhandelt wird.

Ein wichtiger Punkt war somit die Thematisierung von Legitimität hinsichtlich „Hirndoping“. Wir stellten Fragen, wann bzw. in welchen Situationen leistungsfördernde Mittel legitim wären. In bestimmten Stresssituationen oder auch im „normalen Alltagsleben“? Würden die Befragten selbst auch zu solchen Mitteln greifen, und wenn ja, unter welchen Bedingungen?
Damit hängt auch die Frage zusammen, wo Doping überhaupt anfängt? Denn leistungssteigernde Produkte gibt es schon seit Jahrhunderten. Kaffee, Alkohol und Energydrinks zählen ebenso dazu, wie Marihuana oder Anabolika. Was könnte also der Unterschied zwischen einer Tasse Kaffee und einer Tablette Ritalin sein, falls es ihn gibt?

Zudem scheint die Suche nach den Ursachen dieser Entwicklung relevant zu sein. Was könnten die Gründe sein, die Menschen dazu veranlassen, ihr Gehirn künstlich zu manipulieren, um besser funktionieren zu können?

Verwendete Theorieansätze

Eine mögliche Antwort hierfür bieten die Anforderungen der Leistungsgesellschaft und der damit zusammenhängende Begriff des Wettbewerbs an, bei denen es um steigernde Arbeitsproduktivität, Rationalisierung und Leistungssteigerung, sowohl in beruflichen als auch privaten Lebensbereichen, geht.
Aktuelle sozialwissenschaftliche Analysen von Arbeitsverhältnissen schlussfolgern, dass gegenwärtig immer stärker von einem „Unternehmerischen Selbst“ gesprochen werden kann (vgl. Bröckling 2007, Voß 2007). Der durch individuelle Leistung erbrachte Erfolg in der Arbeitswelt, aber auch im Leben allgemein, hat hierbei einen hohen Stellenwert. Im Zusammenhang mit Neuro-Enhancement kritisiert Schaper-Rinkel genau diesen „Optimierungstrend“, welcher eine Neuropolitik etabliert, in der es hauptsächlich um die

3 http://www.aerztezeitung.de/medizin/fachbereiche/neurologie_psychiatrie/article/577679/gehirndoping-deutschland-immer-beliebter.html, online 29.05.2011
4 http://bazonline.ch/mobile/wissen/medizin-und-psychologie/Experten-waren-vor-gefaehrlichem-Hirndoping/s/17350906/index.html?fromNonMobile=1, online 25.05.2011
5 http://www.welt.de/wissenschaft/article2578128/Gehirndoping-gegen-den-Pruefungsstress.html, online 30.05.2011

Wettbewerbsfähigkeit geht. Dies führt zu einer Anforderung an die Einzelnen „psychisch gesund“ bzw. „glücklich“ zu sein und die individuelle, kognitive Leistungsfähigkeit zu optimieren und zu kontrollieren:

> „Wenn Erfolg zur Bedingung von Anerkennung wird und gleichzeitig Anerkennung zur Grundlage von Erfolg, dann wird die Herstellung der sozialen Passfähigkeit zu einer individuellen Aufgabe, die durch Antidepressiva unterstützt werden kann“ (Schaper-Rinkel 2011, S. 12).

Erfolg ist in unserer heutigen Gesellschaft oft mit beruflichem Erfolg gleichgesetzt und in der hierarchisch-patriarchalen Gesellschaftsordnung somit vorrangig männlich konnotiert. Das klassische Rollenbild befindet sich jedoch im Wandel und Frauen streben vermehrt berufliche Karrieren an, Männer konzentrieren sich vermehrt auf den Haushalt. Dies wiederum führt zu der spannenden Frage, inwiefern nun die neuen Neurotechnologien Auswirkungen auf die Transformation von Gesellschaftsstrukturen bzw. Geschlechterverhältnissen haben könnten. Denn der Soziologe Francis Fukuyama sieht hier eine Aufhebung der „natürlichen Geschlechterordnung“ kommen. Wenn immer mehr Frauen Prozac nehmen und damit ihre scheinbaren Depressionen zu überwinden versuchen und wenn immer mehr Männer durch Ritalin ruhiger werden sollen, so Fukuyama, werden die Verhaltensweisen der beiden Geschlechter ähnlicher und es findet eine Anpassung an bestimmte Handlungsmuster, die zuvor eindeutig(er) einem Geschlecht zugeordnet wurden, statt (vgl. Schaper-Rinkel 2007). Im Gegensatz dazu sprechen die feministischen Wissenschaftlerinnen Blum und Stracuzzi von einer “New Economy”, die von einem hohen Leistungs- und Erwartungsdruck geprägt ist und in der sich Frauen einzig der männlichen, dominanten Arbeitsweise anpassen müssen und dadurch eher dazu neigen, Prozac zu nehmen (Blum, Stracuzzi 2004, S. 278f.). Ein Hauptargument von Blum und Stracuzzi gegen die Anwendung von Prozac ist, dass Frauen durch die Verabreichung besser in den bestehenden „patriarchalen“ Strukturen funktionieren (Blum, Stracuzzi 2004, S. 282). Schaper-Rinkel nennt diese gesellschaftliche Entwicklung „neurowissenschaftliche Gouvernmentalität“. Hiermit ist die Transformation von Macht- und Herrschaftstechniken durch neurowissenschaftliche Wissensbestände und Technologien gemeint. Die Autorin bemerkt:

> „Die neoliberale Wettkampflogik mit ihrem Zwang zur Selbstoptimierung schafft entsprechend der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und den gesellschaftlichen Anforderungen an „Frauen“ und „Männer“ spezifischen Optimierungsdruck, sodass sich jede und jeder als optimierungs- und damit handlungsbedürftig erweist“ (Schaper-Rinkel 2007, S. 106).

Schaper-Rinkel spricht von einer Stabilisierung und Reproduktion hierarchischer Gesellschaftsformen und stellt abschließend fest: „Fukuyama irrt also: Die binäre, heterosexuelle Geschlechterordnung wird zwar transformiert, doch als Herrschaftsform reproduziert“ (Schaper-Rinkel 2007, S. 106).
In diesem Zusammenhang fragten wir die Studierenden nach den Konsequenzen, die ihrer Meinung nach aus dieser Anforderung, in der Leistungsgesellschaft besser funktionieren zu wollen/zu müssen, entstehen könnten. Was wären mögliche Grenzen dieser Art von Neuropharmaka in Hinsicht auf Ethik, Moral und Gesundheit? Und welche Rolle spielt hierbei das Geschlecht?

Methodik

Leitfadeninterview

Unsere Untersuchung baute auf vier Leitfadeninterviews auf. Leitfadeninterviews eignen sich sehr gut, um abgegrenzte Fragestellungen und Praxen zu erfragen (Pryzborski/Wohlrab-Sahr 2009, S. 139). In der Erhebung durch Leitfadeninterviews wird unter anderem auf „beschreibende und argumentative Darstellungsmodi“ (ebd., S. 140) fokussiert, weshalb diese Erhebungsform für unsere Forschungsfrage als geeignet erschien.

Im Gegensatz zu Gruppeninterviews, wo die Meinung einer – zumindest fiktiv – existierenden Gruppe

erhoben wird, ist es im Leitfadeninterview nicht notwendig, dass die befragten Personen gemeinsame Erfahrungshorizonte vereint. Im Gegenteil, im Sinne des *theoretical samplings* ist es wünschenswert, dass ein möglichst breites Spektrum durch die Befragten Personen vertreten wird (ebd.). Wir haben daher vier Studierende (zwei Frauen, zwei Männer) aus unterschiedlichen Studienrichtungen (Geschichte, Technische Physik, Kunstgeschichte und International Entwicklung) und zweier Universitäten (Universität Wien und Technische Universität Wien) befragt. Die interviewten Personen waren zwischen 22 und 24 Jahren alt.

Der Leitfaden baute, auf unseren theoretischen Vorarbeiten auf und deckte die fünf Themenfelder (1) Legitimität, (2) Definition von Doping, (3) das „unternehmerische Selbst" (vgl. Bröckling 2007), (4) der technisierte Mensch und (5) Genderaspekte ab. Die Interviews selbst wurden offen geführt, dass heißt, der Leitfaden wurde nicht unbedingt in der vorliegenden Reihefolge oder explizit abgefragt sondern war nur als Erinnerungs- und Themenstütze im Einsatz.

Als Eröffnung für das Interview verwendeten wir einen Audiobeitrag des Radiosenders „Ö1"[6], in welchem der Hollywood-Film „Ohne Limit" als Beispiel für das Thema Hirndoping aufgegriffen wurde. Im Film „Ohne Limit" wird durch eine Superpille einem erfolglosen Schriftsteller zu außergewöhnlichen Fähigkeiten verholfen. Neben einer Filmrezension werden aufgezeigte Nebenwirkungen sowie potentielle gesellschaftliche Auswirkungen anhand von Experten-Statements diskutiert und am Schluss die Frage gestellt: „Wenn im Spitzensport heute schon, wie viele behaupten, ohne Doping keine Rekorde mehr möglich sein sollen, wie lange dauert es dann noch, dass ohne Hirndoping kein Karriereaufstieg mehr möglich sein wird?" Mit diesem Einstieg eröffneten wir die Interviews und erfragten von unseren InterviewpartnerInnen deren Meinung rund um NE und die damit einhergehende Wechselwirkung mit der Leistungsgesellschaft.

6 Ö1 Morgenjournal, 12. April 2011 Kulturbeitrag

Qualitative Inhaltsanalyse

Die vier Interviews wurden mit der Qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring ausgewertet (Mayring 2009). Dabei wird nicht nur der formale Inhalt ausgewertet, sondern auch latente Sinngehalte mitberücksichtigt. Hierbei kommen vier prinzipielle Auswertungsschritte in Anwendung (1) zusammenfassende Inhaltsanalyse, (2) induktive Kategoriebildung, (3) explizierende Inhaltsanalyse und (4) strukturierende Inhaltsanalyse (ebd., S. 472 f). In unserer Auswertung wurden diese vier Vorgehensweisen angewandt.

Auf Basis der theoretischen Vorarbeiten und mit den ersten Zusammenfassungen der Interviews haben wir sieben (Über-)Kategorien herausgearbeitet: (1) Bekanntheit, (2) Definition von Doping bzw. Grenze, (3) Ethik, (4) Genderaspekte, (5) Gesundheit, (6) Leistung und (7) Wirkung und Entwicklung. Wir haben danach Interviewpassagen den 7 Kategorien zugeordnet, paraphrasiert und Querverweise zwischen den Kategorien sichtbar gemacht. Ziel dieser Herangehensweise war aufzuzeigen, entlang welcher Argumentationslinien die einzelnen Themenbereiche von den Interviewten ausverhandelt wurden, und das Spektrum der Argumente möglichst umfassend darzustellen.

Ergebnisse

Bekanntheit/Einnahme

Von unseren Interview-PartnerInnen[7] hat keineR angegeben, Neuro-Pharmaka zur Leistungssteigerung eingenommen zu haben. Ausverhandelt wird eine mögliche Einnahme unter dem Aspekt der Gesundheit, also wenn eineR dementsprechend krank ist, würde sie/er Neuropharmaka durchaus nehmen.

> „Wenn ich es wirklich brauch, dann nehm ich es eh, aber so Pillen zur Leistungssteigerung das lehne ich einfach ab. Das, ich weiß nicht, das ist nicht meins." (Interview D)

7 Wir haben uns bewusst dafür entschieden, in der Ergebnisdarstellung das Geschlecht der Interview-PartnerInnen nicht anzugeben, da wir (1) in der Analyse keine geschlechtsspezifischen Unterschiede bei den Antworten feststellen konnten und daher (2) das Geschlecht der Interview-PartnerInnen in der Ergebnisdarstellung nicht relevant ist. Dass es – derzeit – keine feststellbaren geschlechtsspezifischen Unterschiede bei den Diskurssträngen gibt, kann (3) an dem kleinen Sample liegen, weshalb wiederum eine geschlechtsneutrale Darstellung bevorzugt wird.

Die von uns interviewten Personen stehen der Einnahme generell eher kritisch gegenüber und befürchten ungewollte Nebenwirkungen.

> „Ob ich jetzt sowas nehmen würde, also so eine Konzentrationssteigerungtablette weiß ich nicht. Ich bin da doch eher etwas skeptisch." (Interview B)

So berichten sie auch im Zusammenhang mit der Einnahme von Seiten anderer Studierender von massiven Nebenwirkungen, die die Leistungsfähigkeit der Einnehmenden nicht verstärkt sondern gestört haben soll. Beispielsweise stellt eine interviewte Person die Frage, warum man dies überhaupt nehmen sollte, wenn es Nebenwirkungen hat.
Die Einnahme von Neuropharmaka zur Leistungssteigerung wird allerdings auch unter dem Leistungsaspekt verhandelt: EinE Interview-PartnerIn würde Neuropharmaka notfalls vor großen Prüfungen einnehmen, aber nicht regelmäßig. DieseR Befragte, kennt auch – im Gegensatz zu den anderen – jemanden der Neuropharmaka in stressigen Prüfungszeiten einnimmt. EinE andereR berichtet von einem Gerücht, wo jemand Neuropharmaka zur geistigen Leistungssteigerung eingenommen haben soll, aber das schief gegangen ist, da die Person sich auf ihr Spiegelbild im Bad konzentrierte und nicht auf die Prüfung. „Also man hört Geschichten darüber … von diesen Konzentrationsdings." (Interview C)
Neben Leistung und Gesundheit spielt auch der Aspekt „Wohlfühlen" (unter anderem bei Prüfungen) eine Rolle. Einige Befragte würden sich selber mit Neuropharmaka nicht wohl fühlen, gestehen es aber anderen zu, diese einzunehmen, wenn sie sich danach wohler fühlen.

> „Wenn ich eine Prüfung habe, dann lerne ich, damit ich mit einem guten Gefühl hingehen kann, und ich glaub, Personen, die nicht lernen, gehen sowieso ein bisschen unwohl hin." (Interview C)

Definition von Doping

Die Grenze, ab wann Neuro-Enhancement als Doping gilt, ist für alle schwierig zu ziehen. Über alle vier Interviews gibt es den Konsens, dass, wenn die Einnahme von Mitteln (von Kaffee bis Ritalin) mehr auslöst als ein etwas längeres Wachbleiben oder Munterbleiben, die Wirkung als Doping definiert werden kann. Als weitere mögliche Kriterien werden herangezogen: wenn etwas künstlich/technisch verändert/hergestellt wird oder wenn durch die Einnahme die Konzentrations- oder auch die Leistungsfähigkeit gesteigert wird.

> „Ich glaub, Doping beginnt da, wo wirklich die Absicht da ist, die eigene körperliche oder geistige Leistungsfähigkeit im Sinne von Bewertung einer Leistung ja (I: mhm) zu steigern, wenn da die Absicht da ist, das durch irgendein künstliches Mittel die Leistung zu steigern, da würde ich schon von Doping sprechen." (Interview D)

Diese Steigerung der Konzentration wurde neben der Steigerung der generellen Leistungsfähigkeit auch genannt, in Abgrenzung von krank und gesund.

> „Wenn jemand sich jetzt zusätzlich was reinhaut, um sich noch mehr und länger konzentrieren zu können, dann finde ich wär es schon wieder Doping - als jemand der es nicht einmal schafft, dreißig Minuten gerade zuzuhören. Das wär kein Doping eigentlich für mich." (Interview B)

Von einer Person wurde die Einnahme dann als Doping betrachtet, wenn im Gehirn künstlich Prozesse angestoßen werden. „Ja, also sobald was irgendeinen chemischen Prozess auslöst, irgendwas verändert oder in Bewegung setzt, beginnt bei mir Doping." (Interview C) Auch eine mögliche Abhängigkeit spielte bei einer befragten Person eine wichtige Rolle in Bezug auf die Definition von Doping. „Ich glaube, es hängt vom Grad der Abhängigkeit, die solche Substanzen schaffen können ab" (Interview A).

Als ein weiterer Indikator wurde genannt, dass etwas zu einem Dopingmittel für den gesunden Menschen wird, wenn mensch etwas in einer Apotheke und nicht im Supermarkt kaufen muss. Dieser Indikator wurde von einer interviewten Person allerdings auch zurück-

gewiesen. Eindeutig abgegrenzt wurde Doping unter anderem von der Einnahme von Vitaminen.

Ethik/Legitimität

Die Frage nach der Legitimität in Bezug auf die Einnahme von NE spielt mit vielen Faktoren zusammen. Tendenziell wird die Einnahme von NE kritisch betrachtet. „Also nachdem ich solche negativen Sachen von dem Ritalin gehört habe, wäre es in keinem Fall gut“ (Interview C). Einerseits wird die Einnahme in die Selbstverantwortung der Personen gelegt, also anderen wird per se nicht vorgeschrieben, ob sie es einnehmen sollen oder nicht.

> „Ich bin trotzdem dagegen, aber ich finde es verständlich, wenn solche Dopingmittel in manchen Studienbereichen verwendet werden, z.B. in der Medizin. Ich finde es verständlich, aber ich bin dagegen“ (Interview A).

Es wird für sich selbst von allen befragten Personen als (eher) illegitim betrachtet, weil durch die Einnahme von z.B. Ritalin nicht die eigene Leistung zählen würde, sondern das aufgeputschte Gehirn – dies wird von einer befragten Person als unfair gegen sich selbst bezeichnet.

> „[W]eil ich dann wahrscheinlich eher das Gefühl hätte, dass die Leistung, die ich da bringe, nicht tatsächlich meine ist, sondern eben auch den Pillen zuzuschreiben ist, sozusagen“ (Interview D).

Zusätzlich spielt die Frage von (gesundheitlichen) Nebenwirkungen eine Rolle – so wird ein Leben mit genügend Zeit für Schlaf und Essen besser bewertet, als ein Leben, das durch die Einnahme von Neuro-Enhancern bestimmt wird.

Ein weiterer Punkt, der in diesem Kontext als relevant erscheint, ist die Zugangsmöglichkeit: Wenn die NE für alle gleich schwer/gut erhältlich sind, dann wird es von einer befragten Person als legitim betrachtet, sie einzunehmen, da ja alle dieselben Chancen haben, die Mittel zu erhalten. Gleichzeitig allerdings wird gefordert, die Zugangsmöglichkeit durch u.a. gesetzliche Verbote zu erschweren oder unter (ärztliche) Kontrolle zu stellen.

Zu den beiden genannten Punkten (Selbstverantwortung und Zugang) gehört auch die Freiwilligkeit: Als illegitim wird die Einnahme betrachtet, wenn die Arbeitsbedingungen so sind, dass Menschen sich gezwungen sehen, NE einzunehmen, oder wenn ihnen dies sogar vorgeschrieben werden würde. In dem Spannungsfeld steht jedoch dann auch die Frage der Sicherheit/Verantwortung für andere: Als das Berufsfeld, indem mensch sich vorstellen kann, dass die Einnahme von NE legitim ist, wird der Beruf der FluglotsIn genannt, da diese Tätigkeit auch die Sicherheit Anderer beeinflusst – wenngleich eine Veränderung der Arbeitsbedingungen eher bevorzugt wird.

> „Wenns überhaupt nötig ist, dann wären das Berufe wie z.B. Fluglotse - ja ich glaub Fluglotse wär ein ganz gutes Beispiel, weil wenn die nicht 100% konzentriert sind und nicht aufpassen, geht es wirklich um Einiges, was da passieren kann.“ (Interview B)

Gender

Anzumerken ist, dass dieser Aspekt der Betrachtung nicht von den Befragten selbst gekommen ist, sondern nur durch explizites Nachfragen besprochen wurde. Die Befragten sind sich nicht alle sicher, ob es geschlechtsspezifische Unterschiede gibt. Generell wird der Gebrauch von NE nicht eindeutig als männliches oder weibliches Phänomen betrachtet.

> „Keine Ahnung, aber in dem Bereich wüsste ich jetzt nicht, inwiefern es da Unterschiede gäbe. Erstens, inwieweit Unterschiede relevant wären... Jetzt was man nimmt, sag ich mal, bzw. ob es so eine große Auswahl gibt, dass da Unterschiede möglich wären“ (Interview C).

Eine Tendenz zur Unterscheidung gibt es dennoch: EineR sagt, NE sei eher männlich, einE andereR, es sei eher weiblich.

Als Ursachen für geschlechtsspezifische Unterschiede im Umgang mit NE werden meist die Sozialisa-

tion bzw. das gesellschaftliche Umfeld angeführt. „Das kommt auf die Sozialisation an“ (Interview D). EinE BefragteR sagt jedoch auch, dass es auch an den Genen oder Hormonen liegen könnte. Wenn die Personen davon ausgehen, dass es Geschlechterunterschiede gibt, dann äußern zwei Befragte die Vermutung, dass Frauen aufgrund des stärkeren Leistungsdrucks (entweder wegen Mehrfachbelastung oder wegen eines Anpassungsdrucks in männlich dominierten Berufen) zu NE greifen, während Männer dies eher aus karrieretechnischen Überlegungen machen. So wird z.B. vermutet, dass Männer eher zu leistungssteigernden Mittel greifen, um einen konkreten Vorteil zu haben, und dass Frauen dies nicht so offensiv machen. Es steht auch die Aussage im Raum, dass Frauen viel vernünftiger sind, und sich daher nicht den Risiken von NE aussetzen, v.a. - so die Aussage - weil sie nicht den „aggressiven Ehrgeiz“ (Interview B) im Wettbewerb an den Tag legen wie Männer:

> „Meinem Gefühl nach und meiner Meinung nach, glaub ich schon, dass Frauen etwas vernünftiger sind. Ich glaube, dass Frauen nicht so einen wahnsinnigen – vielleicht wie manche Männer ihn haben – ich möchte auch nicht generalisierend sein, ich glaube, dass Frauen nicht so einen aggressiven Ehrgeiz haben. Ich meine jetzt nicht Ehrgeiz, ich meine dieses dauernde Ich-muss-der-Allerbeste-Sein, dieses ganze Wettkampfwesen, das haben, glaube ich, Frauen nicht so krankhaft. Ich meine krankhaft ist jetzt übertrieben, aber das haben Frauen nicht so festgesetzt wie Männer. Und... Vielleicht... Tendenziell würden sie vielleicht mal andere Sachen ausprobieren bevor sie beginnen sich mit härteren Sachen einzudecken oder einzuwerfen“ (Interview B).

EinE InterviewpartnerIn hat angegeben, dass der Druck auf Frauen und Männer unterschiedlich sei.

> „Dieser Druck hat einen anderen Ursprung als bei Frauen... Bei Männern ist es der Wunsch, eine bessere Arbeitsstelle zu haben, bei Frauen eben der Versuch, Arbeit, Haushalt und vielleicht auch Studium zu vereinbaren“ (Interview A).

Gesundheit

Im Zusammenhang mit Gesundheit wird in erster Linie auf mögliche Nebenwirkungen hingewiesen, auch wenn die Einschätzung dieser Folgen den Befragten aufgrund fehlender Information schwer fällt. „Es kommt halt sehr drauf an, was die Konsequenzen sein können, also die Nebenwirkungen so eines Medikaments.“ (Interview B) Die Angst vor negativen Folgen durch die Einnahme wird als Grund genannt, der Einnahme von NE kritisch gegenüber zu stehen. Auch die Möglichkeit, von NE abhängig zu werden, wird als negative Folge genannt. Als weitere, potentielle Nebenwirkung von NE wird Stress angeführt, insbesondere bei dauerhafter Einnahme.

> „Ich glaube, dass diese Medikamente einfach den normalen Lebensrhythmus der Menschen irgendwie sehr verändern werden und verändern. Weil man beginnt natürlich länger aufzubleiben und mehr zu arbeiten“ (Interview B).

EinE andereR BefragteR sagt dies noch konkreter: „Ich kann mir vorstellen, dass der tägliche Konsum Stress auslöst“ (Interview C).

Legitim ist die Einnahme jedoch, wenn NE von Arzt oder Ärztin verschrieben wird und zur Heilung v.a. von schweren Erkrankungen oder zur Gefahrabwendung (z.B. Selbstmord) eingesetzt wird. Hierbei wird betont, dass es durchaus wichtig ist, dass diese NE existieren. „Also wenn sie jetzt quasi beim Arzt oder bei der Ärztin waren und tatsächlich ein Problem haben so mit der Konzentration, von mir aus gerne“ (Interview D). Interessant ist, dass einE BefragteR körperliche Erschöpfungserscheinungen, wie Müdigkeit und Hunger, als „Nebenwirkungen“ bezeichnet, die mit NE aufgehoben werden können (Interview B).

Leistungsgesellschaft

Generell stehen unsere InterviewpartnerInnen dem Begriff der Leistungsgesellschaft und der damit verbundenen Steigerung des Arbeitsaufwandes und somit auch des Stresses kritisch gegenüber. „Eigentlich sollen die Menschen nicht danach streben,

zu funktionieren“ (Interview B). Das Funktionieren in der Gesellschaft wird von allen Befragten kritisch betrachtet. Zwei der Befragten geben an, sich bewusst gesellschaftlichen Zwängen und Normen nicht unterzuordnen, auch wenn die Definition von Norm bei den Befragten divergiert. „Ich hab da kein Wettbewerbsdenken in dem Sinn … ich seh mich da nicht im Wettbewerb mit den StudienkollegInnen“ (Interview D). Alle sind sich einig, dass in Zukunft von Studierenden mehr erwartet werden und der Wettbewerb bzw. die Konkurrenz steigen wird. Hier wird unter anderem angeführt, dass in Zukunft mehr Praktika absolviert werden müssen. Diese Entwicklungen könnten auch zu einem vermehrten Konsum von NE führen, so eine Person. Was auch alle sehen, ist eine vermehrte Nutzung des Internets, v.a. des Live-Streams in Bezug auf das Studium. Lehrveranstaltungen werden dann via Computer absolviert werden, so die Einschätzungen. „Ich glaube, wir machen in Zukunft prinzipiell mehr mit Computer, mehr mit Technik … ich meine, es ist jetzt schon viel übers Internet und Streaming ...“ (Interview C). Es wird davon ausgegangen, dass sich der Studienalltag in jedem Falle verändern und den Studierenden mehr abverlangt werden wird.

Diese Entwicklungen werden vor allem auf die Sozialisation zurückgeführt. EinE BefragteR gibt an, dass vor allem das Elternhaus und die Erziehung der Familie ausschlaggebend für die Anpassung oder Nicht-Anpassung an Leistungsnormen sind. Das Verständnis von Leistung überträgt sich weiter auf die nachfolgenden Generationen. Wenn jemand von Kindheit an lernt, der/die Beste sein zu müssen, neige diese Person auch eher dazu, NE einzunehmen, da das Ziel auf diese Weise erreicht werden könnte.

> „Es gibt schon Normen, an die wir uns anpassen müssen in der Gesellschaft, die allgemein vertreten sind oder so, mit denen man aufgewachsen ist, mit denen man irgendwie erzogen wurde von den Eltern auch […] ich glaube nicht, dass es eine übergeordnete Norm gibt, der alle untergeordnet sind“ (Interview C).

Die Frage, was eine Norm sei, haben die Befragten unterschiedlich beantwortet. Eine Person – die kritisch gegenüber gesellschaftlichen Normen ist – gibt an, dass die Mindeststudienzeit oder auch ein gewisser Notendurchschnitt normiert seien. Eine andere Person gibt an, dass wenn ein gesunder Mensch NE nimmt, um besser an der Uni abzuschneiden, dies nichts mehr mit einer Norm zu tun hat. Mache dies ein Mensch mit Konzentrationsschwächen, wäre es eine Anpassung an die Norm.

Wirkung und Entwicklung

In Bezug auf Wirkung und Entwicklung wurde abgefragt, welche Auswirkungen die vermehrte Einnahme von NE zur Leistungssteigerung auf die Gesellschaft haben können. Im Allgemeinen werden die etwaigen Auswirkungen auch hier kritisch betrachtet und mögliche Gefahren werden benannt. Es wird davon ausgegangen, dass sich Leistung und Konkurrenz weiter verankern und einE BefragteR geht davon aus, dass es zu einer zusätzlichen eventuellen Segregation in der Gesellschaft kommen könnte und der Individualismus steigen könnte. „Dadurch könnte sich ein wenig die Mentalität ändern“ (Interview A). Gesundheitlich wird vor allem auf die Nebenwirkungen verwiesen. Die Einnahme habe Auswirkungen auf den Tagesrhythmus. EinE BefragteR geht davon aus, dass Leistung in unserer Gesellschaft bereits biologisch vorausgesetzt wird. Manche Menschen werden demnach von Natur aus als begabt und manche als weniger begabt betrachtet. Diese Distinktion wird als „Bildungsrassismus“ (Interview D) bezeichnet, der eng verknüpft ist mit Elitedenken. Dies kann zur Folge haben, dass NE von Menschen eingenommen werden, um mithalten zu können. Doping-Tests vor der Jobvergabe sind für diese Person in Zukunft vorstellbar und es könnte laut dieser Person sogar sein, dass diese akzeptiert werden würden. Die interviewte Person kenne solche Szenarien aus utopischen bzw. dystopischen Filmen. Eine weitere Person fordert Sensibilisierungskampagnen für Studierende, die über die Nebenwirkungen und die Folgen aufklären sollen.

Dass die Einnahme von NE wirklich zu besseren Ergebnissen bei z.B. Prüfungen führt, wird von einer

Person in Frage gestellt. „Die Frage is, ob sie damit wirklich besser abgeschnitten hat, oder nicht - das is immer so eine Sache“ (Interview B). Eine Person glaubt nicht an eine Veränderung der Persönlichkeit durch die Einnahme von NE. Die Wahrnehmung verändere sich, aber die Person an sich nicht. Im Gegensatz dazu gibt einE andereR BefragteR an, dass sich die Mentalität durch die Einnahme von NE ändern kann.

Conclusio aus den empirischen Ergebnissen

In den stark miteinander verknüpften Themenblöcken kristallisieren sich neben der Bekanntheit und Einnahme zwei zentrale Themenbereiche heraus: einerseits Fragen der Gesundheit, wozu Abhängigkeiten und Nebenwirkungen gehören, andererseits Fragen der Legitimität, also wann und unter welchen Umständen es legitim ist, NE einzunehmen. Hierbei ergeben sich einige Spannungsfelder:

Hinsichtlich der Kategorie „Gesundheit“ stehen sich die Aspekte „Heilung von Krankheiten“ und „potentielle Nebenwirkungen von Mitteln“ gegenüber, welche für andere Zwecke verwendet werden. Einerseits wird die Einnahme von Mitteln von gesunden Menschen der Eigenverantwortung von Personen zugeschrieben, gleichzeitig jedoch wird die persönliche Einnahme abgelehnt. Wenn jedoch Personen die Verantwortung für das Leben anderer Menschen tragen, wie beispielsweise FluglotsInnen, wird eine Einnahme durchaus auch als legitim bezeichnet.

Die Frage der Zugänglichkeit bestimmt nicht nur die Grenze, wann etwas Doping ist und wann nicht mehr, sondern auch die Legitimität einer Einnahme von NE. Wenn NE für alle gleich zugänglich ist, dann wird dies zum Teil nicht mehr als Doping und auch nicht als illegal angesehen. Allerdings gilt diese Grenzziehung nicht für alle Befragten.

Ein anderes Spannungsfeld eröffnet die Frage, um wessen Leistung es überhaupt geht. Ist es die eigene Leistung, welche durch die Einnahme von Mitteln nur verstärkt oder erst ermöglicht wird, oder ist es dann nicht mehr die eigene Leistung? Tendenziell meinen die von uns Befragten, sie würden es in diesem Fall eher nicht mehr als ihre Leistung ansehen und stehen daher der Einnahme von NE skeptisch gegenüber.

Ganz unklar ist die Frage nach Genderaspekten: nicht nur, dass unsere Befragten nicht von selbst Genderaspekte angesprochen haben, sie sind sich auch nicht einig darüber, ob die Einnahme von NE eher ein weibliches oder männliches Phänomen ist. Tendenziell reproduzieren sie Geschlechterstereotypen in den Antworten, indem Frauen und Männern eher unterschiedliche Ausgangsmotive für die Einnahme unterstellt werden und Frauen so vielleicht schon implizit ein Anpassen an eine männliche Norm (jene des Wettbewerbs) unterstellt wird. Das widerspricht der These der Auflösung von Geschlechternormen, wie Fukuyama sie aufgestellt hat.

Ein weiteres Spannungsfeld, das in den Interviews – durchaus kontrovers – angesprochen wurde, ist das der „Sozialisation vs. Biologie oder „Natur“. Die Frage, die sich stellt ist, ob es die Natur (die Gene) bestimmt, ob jemand zur Einnahme von NE tendiert oder ob es an der Sozialisation liegt. Die von uns befragten Personen vertreten unterschiedliche Ansichten dazu.

Einig sind sich die Befragten darüber, dass es noch nicht viel fundiertes Wissen oder Informationen zu dem Themenkomplex gibt. Sie sind auch der Meinung, dass die Gefahren eher den Nutzen überwiegen. Anzumerken ist gleichfalls, dass sie einer Leistungsgesellschaft, welche die Einnahme von NE forciert, eher ablehnend gegenüber stehen.

Die Resultate der Untersuchung betrachten wir einerseits als das Ergebnis einer kleinen Gruppe von Befragten mit enden-wollender Aussagekraft. Vier befragte Personen können keinesfalls als repräsentativ gelten. Und dennoch schließen wir aus der Untersuchung, dass das Phänomen der Einnahme von NE zur Leistungssteigerung in Österreich an den Univer-

sitäten noch nicht sehr weit verbreitet ist und wenig Bekanntheit hat – immerhin haben sich alle Befragten laut ihren Angaben noch kaum Gedanken zu diesem Thema gemacht. Die Untersuchung gibt einen ersten Einblick in die Einstellungen einiger Studierender und es kann daraus geschlossen werden, dass eine Sensibilisierung in Bezug zu diesem Phänomen noch greifen könnte, da die Verbreitung anscheinend noch nicht sehr fortgeschritten ist. Interessant sind auch die individuellen Einstellungen und Sichtweisen zu NE und der Leistungsgesellschaft allgemein, die klar von den Ideologien der einzelnen Personen geprägt sind. Auch dies wird in den vier Interviews deutlich.

Input der Expertin Petra Schaper-Rinkel

Petra Schaper-Rinkel hat sich als Expertin auf dem Gebiet von Neuro-Enhancement unsere Untersuchung angesehen und hat uns hilfreiche Vorschläge zur Verbesserung der Vorgangsweise und zur Auswertung der Ergebnisse gegeben, sowie unsere wissenschaftliche Perspektive erweitert.

Neben Lob an der Untersuchung äußerte Schaper-Rinkel konstruktive Kritik. Sie nannte zwei Aspekte, die in den Interviews stärker herausgearbeitet werden hätten können. Zum einen kann bei einer Befragung dieser Art auf die zentralen AkteurInnen (wie Staat, ÄrztInnen, Pharmaindustrie, etc.) eingegangen werden. Hier könnten die von den Interviewten genannten Machtverhältnisse herausgearbeitet werden und in Folge kann auf diese Weise gezeigt werden, wo die Verantwortung liegt und somit wo bei Veränderungen angesetzt werden könnte. Des Weiteren hätte Ideologiekritik bei der Befragung und Auswertung eine zentrale Rolle spielen können, weil in den Interviews nicht die Praxis an sich – also das Einnehmen von Neuropharmaka – kritisiert wurde, sondern die Haltung zu dieser Praxis.
Wir haben in unserer Untersuchung die individuellen Ergebnisse zusammen gefasst und als allgemeine Kategorien präsentiert. Da wir nur vier Interviews durchgeführt haben, wäre es sinnvoll gewesen, die Kategorien auf die einzelnen Interviews hin zu untersuchen und nicht anhand dieser zu verallgemeinern. Auf diese Weise könnten die einzelnen Argumente genauer verfolgt werden. Die Expertin verweist bei dieser Thematik auf einen Artikel von Bettina Wahrig aus dem Jahr 2010. Bei genauerer individueller Betrachtung der Aussagen könnten die Spannungsfelder, die sich bei der Ergebnisverwertung aufgetan haben, weiter ausgebaut werden. Der Zusammenhang der Spannungsfelder würde klarer werden und es würde sich außerdem zeigen, wo es Leerstellen gibt und keine Zusammenhänge festgestellt werden können.

Unsere Frage an die Wissenschafterin Petra Schaper-Rinkel war, wie die genannten Spannungsfelder ausverhandelt werden könnten. Ihre Herangehensweise wäre es, zuerst zu schauen, auf welchen Ebenen die Spannungsfelder angesiedelt sind und welche AkteurInnen beteiligt sind. Die Analyse dieser Punkte könnte als Grundlage dienen, um diese Frage zu beantworten.
Schaper-Rinkel hat folgende Ebenen im Zusammenhang mit den Spannungsverhältnissen genannt:

- Treatment / Enhancement: Rollen von ÄrztInnen, PatientInnen und Pharmaindustrie, Dynamik durch nebenwirkungsärmere Präparate, Kritik und Zahlen des International Narcotics Control Boards
- Legalität / Legitimität: Dynamik von ausgeweiteter und weiter geforderter legaler Nutzung und der gesellschaftlichen Legitimität der Praxen
- Zwang / Freiheit: Umdeutung und Reduktion von Freiheit auf die Freiheit, NE nutzen zu können
- Gleichheit / Ungleichheit: Strukturell ungleiche Bedingungen versus Gleichheitsdiskurs
- Natur / Kultur: Interessant, dass Subjektivierung im 21. Jahrhundert zu einem neurochemischen Selbstverständnis des Selbst führen könnte, dass die Trennung zwischen Natur/Kultur für diejenigen entgrenzt wird, die sehr früh Neuropharmaka bekommen

All dies sind Hinweise zum Ausbau der Untersuchung und zur Generierung weiterer Ergebnisse.

Literatur

Blum, Linda M. / Stracuzzi, Nena F. (2004): Gender in the Prozac Nation: Popular Discourse and Prdouctive Feminity. In: Gender and Society 18 (3), S. 269-286.

Boltanski, Luc/ Chiapello, Eve (2001): Die Rolle der Kritik in der Dynamik des Kapitalismus und der normative Wandel. In: Berliner Journal für Soziologie 11, S. 459-478.

Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform, Frankfurt/Main

Mayring, Philipp (2009): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Flick, Uwe / Kardoff, Ernst von / Steinke, Ines (Hg).: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. S. 468-475.

Ö1 Morgenjournal, 12. April 2011 Kulturbeitrag

Schaper-Rinkel, Petra (2011, im Erscheinen): Auf dem Weg zu einer neurowissenschaftlichen Gouvernementalität? Zu den Konturen einer neuen Emotionen-Politik. In: Felix Heidenreich und Gary S. Schaal (Hg.): Politische Theorie und Emotion. Baden-Baden, S. 9-24.

Schaper-Rinkel, Petra (2007): Die neurowissenschaftliche Gouvernementalität. Re-Konfiguration von Geschlecht zwischen Formbarkeit, Abschaffung und Re-Essentialisierung. In: Irene Dölling, Dorothea Dornhof, Karin Esders, Corinna Genschel, Sabine Hark (Hrsg.) Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht. Königstein/Taunus, S. 94-108.

Pryzborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika 2009: Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch.

Stix, Gary (2010): Doping für das Gehirn. In: Spektrum der Wissenschaft 1/2010, S. 46-52.

Voß, Günther G. (2007): Subjektivierung von Arbeit und Arbeitskraft. Die Zukunft der Beruflichkeit und die Dimension Gender als Beispiel. In: Aulenbacher, Brigitte/ Funder, Maria/ Jacobsen, Heike/ Völker, Susanne (Hg): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft, Wiesbaden, S. 97-113.

Online-Quellen

http://bazonline.ch/mobile/wissen/medizin-und-psychologie/Experten-waren-vor-gefaehrlichem-Hirndoping/s/17350906/index.html?fromNonMobile=1, online 25.05.2011

http://bazonline.ch/mobile/wissen/medizin-und-psychologie/Experten-waren-vor-gefaehrlichem-Hirndoping/s/17350906/index.html?fromNonMobile=1, online 25.05.2011

http://derstandard.at/1302745584749/Lifestylepille-Ritalin-Gefaehrliches-Hirndoping, online 28.05.2011

http://www.aerztezeitung.de/medizin/fachbereiche/neurologie_psychiatrie/article/ 577679 /gehirndoping-deutschland-immer-beliebter.html, online 29.05.2011

http://www.welt.de/wissenschaft/article2578128/Gehirndoping-gegen-den-Pruefungsstress.html, online 30.05.2011

Respondenz zum Beitrag „Pimp Your Brain!“

Petra Schaper-Rinkel

Untersuchung von Neuro-Enhancement-Praxen versus Untersuchung von Haltungen zu Neuro-Enhancement

Der Beitrag „Pimp Your Brain!“ nimmt Untersuchungen und Debatten über „Gehirn-Doping“ zum Anlass, um das Verhältnis von Wiener Studierenden zum Thema Gehirnoptimierung und Hirndoping zu untersuchen und Studierende zu dieser Frage zu interviewen. Die empirisch angelegte Untersuchung steht vor einem Problem, das sie mit vielen anderen zu diesem Thema teilt. Es gibt selten die Möglichkeit, Praxen zu untersuchen, bzw. diejenigen zu befragen, die z.B. Neuropharmaka zu Enhancement-Zwecken verwenden. Auch die vier in der Untersuchung befragten Studierenden geben an, keine Neuropharmaka zu Enhancement-Zwecken zu nutzen. Was sich mittels Interviews erfragen lässt, sind vielmehr Haltungen, Meinungen und Positionen. Diese Positionen zu Neuro-Enhancement (NE) sind somit der Gegenstand der Untersuchung. Die AutorInnen wollen damit untersuchen, wie die Legitimität von Enhancement-Praxen verhandelt wird und was sich daraus für die weitere Entwicklung von Neuro-Enhancement ergibt.

Uneindeutige Haltung zu Neuro-Enhancement

Die Argumentation der Befragten wird entlang der Aspekte dargestellt, die erfragt wurden. So zeigte sich auch bei den Studierenden, dass sie der Ansicht sind, Wissen oder Informationen zu dem Thema seien nicht umfangreich vorhanden, die Gefahren würden eher den Nutzen überwiegen. Die Leistungsgesellschaft wird als Movens von Neuro-Enhancement gesehen und zugleich kritisch betrachtet. Es zeigt sich in der Auswertung der Interviews demnach eine sowohl-als-auch Haltung: Neuro-Enhancement von gesunden Menschen wird in der Eigenverantwortung der Einzelnen gesehen, die Nutzung persönlich dagegen abgelehnt. Wenn Personen die Verantwortung für das Leben anderer Menschen tragen, wie beispielsweise FluglotsInnen, werden bessere Arbeitsbedingungen zwar als die adäquatere Lösung gesehen, die Nutzung von Neuropharmaka jedoch weniger kritisiert. Sind Neuropharmaka zugänglich, so wird ihre Anwendung als legitimer angesehen, als wenn sie weniger zugänglich bzw. illegal sind. Legalität sichert insofern Legitimität, ohne dass die Befragten das offenbar als Widerspruch zu ihrer kritischen Position zur Leistungsgesellschaft sehen.

Ein anderes Ergebnis der Untersuchung zeigt ebenfalls die Ambivalenz gegenüber der Leistungsgesellschaft, da Befragte gerade in Frage gestellt sehen, dass es sich um „ihre“ Leistung handelt, wenn pharmakologische Substanzen im Spiel sind. Leistung wird somit nicht als etwas gesehen, das im gesellschaftlichen Wettbewerb erbracht wird (vgl. Rosa 2006), sondern implizit individualisiert und objektiviert.

Untersuchung von Haltungen versus Untersuchung der Verknüpfungen und Leerstellen in einzelnen Interviews

All diese Ergebnisse überraschen nicht, sondern verweisen auf übliche Deutungsmuster. Dies kann allerdings auch an der Auswertung und Darstellung der Interviews liegen, in der die Ergebnisse über die Personen hinweg zusammengefasst werden und nicht die Argumentationsmuster der Einzelnen darstellen.

Es wäre dagegen gerade interessant, zu verfolgen, wie die individuellen InterviewpartnerInnen ihre jeweiligen Deutungsmuster verknüpfen, wie also ihre individuelle Bekanntheit mit dem Thema mit ihrer Haltung zusammenhängt. Ist die individuelle Definition von Doping mit einer spezifischen Position zur Leistungsgesellschaft verbunden? Wo sehen die KritikerInnen der Leistungsgesellschaft die sogenannten ethischen Probleme, wo präferieren sie Grenzen und welchen Zusammenhang stellen sie zwischen Genderaspekten, Gesundheit, Leistung und zukünftiger Entwicklung her? Wie stellen sich die Zusammenhänge für diejenigen dar, die der Leistungsgesellschaft affirmativ gegenüberstehen? Mit einer solchen Herangehensweise könnten Spannungsverhältnisse konkret herausgearbeitet werden, könnte unter Umständen auch erarbeitet werden, wie die jeweils eigene Position und ihre Darstellung (als Student oder Studentin, als KritikerIn oder Nicht-KritikerIn der gesellschaftlichen Verhältnisse etc.) mit der normativen Position zu Neuro-Enhancement verbunden ist. Damit würden unterschiedliche Deutungsmuster voneinander unterscheidbar werden.

Kritik an Neuro-Enhancement: Analyse von Akteuren und individueller Reflexion

Wenn es um eine Kritik geht, die weder auf traditionelle Setzungen aufbauen soll, noch individualistisch sein soll (so verstehe ich den Anspruch der Untersuchung), so könnten zwei Ansätze eine solche Kritik schärfen. Zum einen, indem die unterschiedlichen Akteure auf dem Feld in den Blick genommen werden. Wer sind zentrale Akteure, was tun sie (z.B. Staat, ÄrztInnen, Pharmaindustrie)? Benennen die InterviewpartnerInnen konkrete Akteure oder sehen sie die Entwicklung von Neuro-Enhancement als einen Prozess, der sich quasi naturwüchsig vollzieht und in dem keine Interventionsmöglichkeiten gesehen werden?

Zum zweiten könnte herausarbeitet werden, dass es sich um eine Ideologiekritik handelt, da nicht die tatsächlichen Praxen analysiert werden, sondern die Haltung zu eben jenen. „Ideologie repräsentiert das imaginäre Verhältnis der Individuen zu ihren realen Existenzbedingungen“ (Althusser 1977, S. 133) und insofern könnte eine Analyse der Reflexion der Befragen hinsichtlich ihrer eigenen Existenzbedingungen Hinweise darauf geben, ob und in welcher Form Neuro-Enhancement bedrohlich oder entlastend erscheint.

Die verschiedenen Spannungsverhältnisse, die herausgearbeitet wurden, sind auf verschiedenen Ebenen angesiedelt und unterscheiden sich hinsichtlich der beteiligten Akteure. Die Ebenen und Akteure näher zu betrachten, wäre eine Grundlage für die Beantwortung der normativen Frage, wie die genannten Spannungsfelder ausverhandelt werden können.

Zur Dynamik von Neuro-Enhancement

In den USA wird die Unterscheidung zwischen medizinisch induzierter Anwendung und der Anwendung im Kontext individueller Optimierungsstrategien als treatment/enhancement gefasst, wobei die Grenzen notwendigerweise unscharf sind, da sich die Standards dessen, was als behandlungsbedürftig gilt, durch neue Anwendungen beständig verschieben (Parens 1998; Schaper-Rinkel 2008). Die Unterscheidung zwischen Behandlung (Treatment) und Steigerung (Enhancement) und der Einsatz von Neuropharmaka wird höchst widersprüchlich diskutiert. Laut der „Global Burden of Disease“ Studie der Weltgesundheitsorganisation (WHO) sind Depressionen weltweit in allen Altersgruppen die häufigste Ursache für „mit Behinderung gelebte Lebensjahre“ (Lopez et al. 1998). Der deutsche Arzneiverordnungsreport von 2009 verweist auf eine auffällige Veränderung der Verordnungsstruktur von Psychopharmaka. Während die Verschreibung von Beruhigungsmitteln zurückging, verdoppelte sich die Verschreibung von Antidepressiva. Dieser Trend setzte sich 2008 durch einen Anstieg bei den selektiv wirkenden Antidepressiva fort. Bei den selektiven Serotonin-Rückaufnahme-Inhibitoren (z.B. Prozac/ Fluoxetin) wurde 2008 ein Anstieg von 17,3% im Vergleich zum Vorjahr festgestellt. Wenn die Behandlung von Depressionen so stark ausgeweitet wird, lässt dies zwei entgegenge-

setzte Schlüsse zu: Zum einen den, dass Depressionen zunehmend adäquat erkannt und behandelt werden. Oder aber den, dass die Optimierung nicht als Optimierung wahrgenommen und praktiziert wird, sondern gesellschaftlich zunehmend als Behandlungspraxis organisiert ist. Auch für die Zukunft wird erwartet, dass Neuropharmaka, die der Optimierung/Leistungssteigerung dienen können, primär als Medikamente zu Behandlung von Krankheiten entwickelt werden und ihre Anwendungsgebiete dann über den therapeutischen Bereich ausgedehnt werden (Schermer et al. 2009, S. 79 f). Dabei geht es nicht nur um eine unzulässige Ausdehnung der Nutzung (off-label use), sondern vielfach auch um eine Ausdehnung der zulässigen Anwendung: Mittlerweile werden auch bei Erwachsenen Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörungen (ADHS) diagnostiziert und dürfen mit entsprechenden Medikamenten behandelt werden. So ist die Nutzung von Methylphenidat (z.B. Ritalin) laut Suchtstoffkontrollrat der Vereinten Nationen in den vergangenen Jahren stark angestiegen: Der Verbrauch stieg allein zwischen 2004-2008 um 80% an, von 28,6 Tonnen auf 52 Tonnen im Jahre 2008 (INCB 2009, S. 26). Während der Anstieg lange Zeit hauptsächlich auf die USA zurückging, wo Werbung für die Substanz direkt an den potentiellen Endverbraucher gerichtet ist (INCB 2007, S. 18), zogen in den letzten Jahren andere Länder nach. Island, Kanada, Norwegen, Israel, die Niederlande und die Schweiz gehören zu den Ländern mit dem höchsten Pro-Kopf-Verbrauch (INCB 2009, S. 26).

Wenn zugleich der legale Zugang zu Neuropharmaka als legitimitätssteigernd anerkannt wird (wie auch die Befragung der Studierenden gezeigt hat), so verweist dies auf eine hohe Dynamik für die Zukunft, die noch dazu forciert wird, indem in Wissenschaftsjournalen die Ausweitung der legalen Nutzung zur Steigerung der je nationalstaatlichen Wettbewerbsfähigkeit gefordert wird (Beddington et al. 2008). Diese Ausweitung zielt auf eine Optimierung/Leistungssteigerung von der Krippe bis zum hohen Alter, die neben herkömmlichen Mitteln auch Neuropharmaka im Blick hat.

Wenn die Subjektivierung im 21. Jahrhundert zu einem „neurochemischen Selbstverständnis des Selbst“ führt (Rose 2003), so stellen sich die Fragen nach Natur/Kultur, die bei der Befragung der Studierenden (noch) kontrovers waren, in ganz neuer Form. Auf der Ebene der Hirnforschung selbst lässt sich feststellen, dass Untersuchungen dort traditionelle Vorannahmen – beispielsweise hinsichtlich Geschlecht – zum Ausgangspunkt nehmen, um diese neurowissenschaftlich zu reproduzieren (vgl. Karafyllis 2007; Schmitz 2004). Zugleich verlagern sie gleichsam eine Vielzahl von gesellschaftlichen Problemen (wie den Druck zu Leistungssteigerung und sozialer Anpassung bei gleichzeitiger Betonung von Individualität) konzeptionell in das individuelle Gehirn und machen dieses zum Ausgangspunkt von Interventionen. Das aktive Individuum, das sich, seine Gefühle und seine emotionale Passfähigkeit zu optimieren sucht, wird zur Grundlage einer gesellschaftspolitischen Entwicklung erklärt, deren Produkt es ist. Neuropharmakologische Selbsttechnologien stellen im Kontext einer solchen politischen Rationalität ein Instrument zur politischen Produktion eben dieser Form von Subjektivität dar. Das Unbehagen, das die befragten Studierenden mit dieser Entwicklung haben, verweist zugleich darauf, dass dieser Entwicklung selbst eine hohe Widersprüchlichkeit innewohnt.

Literatur

Althusser, Louis (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate. Hamburg/Westberlin VSA.

Beddington, John et al. (2008): The mental wealth of nations. In: Nature 455, S. 1057-1060.

INCB, International Narcotics Control Board (2007): Report of the International Narcotics Control Board for 2006. United Nations, New York.

—. 2009. Reports published by the International Narcotics Control Board in 2009. United Nations, New York.

Karafyllis, Nicole (2007): Das emotionale Gehirn als Geschlechtsorgan. In: Das Argument, S. 210-227.

Lopez, Alan D. et al. (1998): The global burden of disease, 1990-2020. In: Nat Med 4, S. 1241-1243.

Parens, Eric (1998): Is Better Always Good? In Parens, E. (Hg.): Enhancing Human Traits. Ethical and Social Implications, Washington, S. 1-28.

Rosa, Hartmut (2006): Wettbewerb als Interaktionsmodus. Kulturelle und sozialstrukturelle Konsequenzen der Konkurrenzgesellschaft. In: Leviathan, S. 82-104.

Rose, Nikolas (2003): Neurochemical Selves. In: Society, S. 46-59.

Schaper-Rinkel, Petra (2008): Neuro-Enhancement Politiken. Die Konvergenz von Nano-Bio-Info-Cogno zur Optimierung des Menschen. In: Schöne-Seifert, J. S. Ach, U. Opolka, and D. Talbot (Hg.): Neuro-Enhancement. Ethik vor neuen Herausforderungen, Paderborn, S. 295-320.

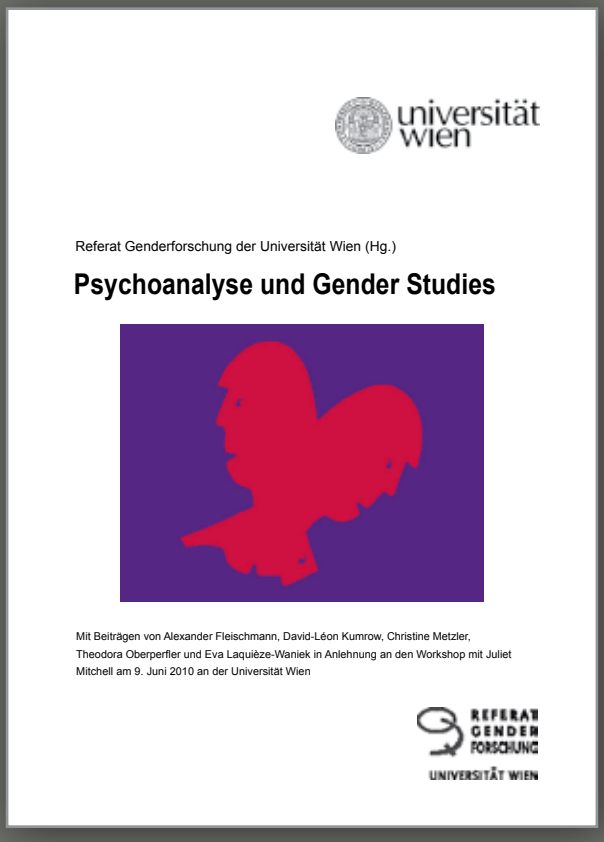
Schermer, Maartje et al. (2009): The Future of Psychopharmacological Enhancements: Expectations and Policies. In: Neuroethics 2, S. 75-87.

Schmitz, Sigrid (2004): Wie kommt das Geschlecht ins Gehirn? Über den Geschlechterdeterminismus in der Hirnforschung und Ansätze zu seiner Dekonstruktion. In: FORUM Wissenschaft 21, S. 9-13.

In dieser Reihe bisher erschienen:

Körper – Geschlecht – Sexualität (2008)

Gender – Science – Technology (2009)



Psychoanalyse und Gender Studies (2011)

http://gender.univie.ac.at/publikationen/reader/